1.20 DM / Band 86

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



Fr 1.50



Das Floß der Verdammten

Professor Zamorra Nr. 86

von Dieter Saupe

erschienen am 04.10.1977

Das Floß der Verdammten

Die Hölle brach pünktlich um Mitternacht los!

Der schwere Taifun, der von den Antillen heraufkam, traf die südlichen Inseln der Bahamas. Er wühlte die See auf wie mit riesenhaften Schaufelrädern. Er stemmte sich gegen die Wellen, baute aus ihnen haushohe Mauern, presste sie gegen die schmalen Küstenstreifen.

Was ihm unterwegs begegnete, riss er mit sich, tauchte es ein in die Fluten der hochgehenden See, warf es wie Spielzeug in die Luft. Am meisten traf es den alten Frachter *Gran Caribe,* der auf halber Strecke zwischen den Inseln San Salvador und Puerto Rico lag. Es war ein ausgetakeltes Schiff, grauschwarz und hässlich wie einer der längst aus dem Verkehr gezogenen Seelenverkäufer. Die Besatzung war bunt zusammengewürfelt. Genau wie die Ladung. Offiziell fuhr das Schiff im Dienst einer Frachterlinie von Barbados. Aber jeder Seemann von den Antillen bis hinauf nach Mexiko wusste, dass die *Gran Caribe* mehr Schmuggelgut als saubere Ware beförderte.

Und nur Henk Barber, der Funker der alten ächzenden Kiste, wusste, was sich in dem Seesack befand, den er immer bei sich trug. Und nur Jean Delay, der Mann von Martinique, ahnte die Zusammenhänge. Als die Wanten zu krachen begannen, ahnte Henk Barber das Schlimmste. Er riss seinen Seesack an sich. Wenn er schon ins Rettungsboot überwechseln sollte, dann nicht ohne dieses kostbare Gepäckstück. Aber er kam nicht mehr in eines der alten Rettungsboote. Nicht einer der Besatzung kam dazu.

Der Kapitän des Frachters hatte das Unwetter kommen sehen. Er wollte ihm ausweichen, wollte versuchen, aus dem Gefahrenbereich zu kommen. Er ließ die Kessel heizen, bis sie glühten.

Das war sein Fehler. Das sollte der Grund für die letzte Fahrt der *Gran Caribe* werden.

***

Kurz nach Mitternacht war der Überdruck in den kochenden Kesseln am stärksten. Sie brachen wie auf ein Kommando. Drei Kessel, hinter deren Stahltüren mehr als drei Tonnen Kohle zu riesigen Feuerbündeln zusammengeschweißt waren.

Tonnen von Überdruck. Gebündelte Hitze, die den Rest von Sauerstoff gegen die Wände der Kessel trieb.

Die Kessel zerbarsten in wenigen Sekunden.

Fauchend schoss die heiße Lohe hervor. Wie ein Lavastrom wälzten sich die Massen der glühenden Kohle durch Unterdeck und Laderäume. Die Flammen fraßen das Schiff von unten her auf. Als man oben in den Mannschaftsräumen die Katastrophe bemerkte, war es bereits zu spät.

Der Frachter knickte in sich zusammen. Immer höher schlugen die Flammen, fraßen sich an den Schiffswänden nach oben, brannten alles mit ihren gierigen Zungen nieder.

Das Schiff verglühte wie ein steil abstürzender Komet. Es brannte inmitten von Millionen Tonnen von Wasser. Ein ganzer Ozean konnte die höllische Glut der Kessel nicht löschen.

Niemand wartete auf Befehle oder Anordnungen.

Einige der Matrosen drohten bei lebendigem Leib zu verbrennen. Schreie des Wahnsinns dröhnten durch den gemarterten Schiffsrumpf, der merklich zu sinken begann.

Die Flammen fraßen sich an den Kleidern hoch, machten Matrosen zu lebenden Fackeln.

Mit wildem Aufschrei stürzte sich die Mannschaft in die Fluten, um nicht den Flammentod zu sterben.

Die meisten starben, als der schwere Schiffsrumpf wie ein mächtiger brennender Pfeil in die Fluten tauchte, als der ungeheure Sog die Männer hinter sich herzog, dem Tod in der aufgewühlten See entgegen.

Nur einige entkamen. Einige, die an das Nötigste dachten, selbst in diesen mörderischen Sekunden.

Sie hatten sich mit Brettern und Balken bewaffnet. Sie wussten, was es bedeuten würde, ohne etwas, was schwimmen kann, im Ozean zu treiben.

Elf Mann entgingen dem unheimlichen Sog und dem Flammentod.

Elf Männer konnten sich so weit von dem Feuer entfernen, dass sie

von dem sinkenden Frachter nicht in die Tiefe gerissen wurden.
Fünf von ihnen überstanden die erste Nacht nicht mehr. Hochgeworfen auf die Wellenkämme, hineingeschleudert in die Wassertäler, ohne Halt, ohne Kraft zu schwimmen, gaben sie ihren Geist auf.

Der Atlantik schluckte seine Opfer und gab sie nicht wieder frei.

Sechs Männer blieben übrig.

Solange die nächtliche See fauchte, wussten sie nicht, wer überlebt hatte.

Erst gegen Morgen, als das Unwetter sich legte und die Sonne heraufkam, trieben sie aufeinander zu.

Sie klammerten sich an Bretter und Balken. Sie lagen halb ohnmächtig auf Bohlen und halbmorschen Kisten.

Es war Henk Barber, der die Lage zuerst überblickte. Als Funker und Techniker war er als der praktischste Mann unter der Besatzung bekannt.

Jetzt konnte er zeigen, ob es möglich war, auf hoher See zu überleben.

Er rief die anderen nacheinander an, gab ihnen Zeichen, sich zu sammeln.

Allein würde keiner überstehen. Nur gemeinsam könnte es ihnen gelingen, dem harten Zugriff der erbarmungslosen See zu entkommen.

»Hierher!«, rief Henk Barber den anderen fünf Seeleuten entgegen.

Dann ging alles ohne viel Worte. Sie wussten, worauf es ankam.

Unter übermenschlichen Anstrengungen gelang es ihnen, aus Brettern und Bohlen ein Floß zu bauen. Sie rissen sich Hemden und Hosen vom Leib, um Halteriemen herauszureißen und die Stämme zu diesem Floß zusammenzufugen.

Zwei mal drei Meter war die kleine schwimmende Insel, die ungeschützt auf den Wellen des Atlantik dahingetragen wurde.

Noch war es früher Morgen. Noch stach die Sonne ihnen nicht das Wasser aus dem Leib. Noch brannten Hunger und Durst nicht in den Gedärmen der Männer.

Vor allem aber wussten sie noch nicht, dass etwas unter ihnen herschwamm. Hundert Meter unter ihnen. Ein Wesen, das sich nur die Hölle ausgedacht haben konnte.

Ein Wesen, das ihnen selbst zur Hölle werden sollte.

Noch glaubten sie, dass Drift sie an eine der Inseln verschlagen würde. Sie kannten sich aus in diesen Meeren. Sie kannten den Raum der Karibik, die Antillen, die Bahama-Inseln, die Inseln vor und unter dem Wind.

Aber sie wussten nicht, was in der See unter ihnen auf sie lauerte.

»Die Hemden runter!«, sagte Henk Barber im Befehlston.

Sie beugten sich seinem Befehl. Vom ersten Augenblick an. Er allein

kannte sich so gut aus, dass er ihre Position bestimmen konnte. Die anderen würden tun, was er sagte.

Sie banden die Hemden zu einer Art Segel. Sie setzten eine Bootsstange als Mast.

So trieben sie dahin.

Henk Barber und die anderen.

***

Henk Barber, Nordamerikaner, siebenunddreißig Jahre alt.

Er und die anderen.

Der jüngste unter ihnen war ein Mulatte aus Puerto Rico. Neunzehn Jahre alt. Ein Schiffsjunge mit den üblichen hundert kleinen Aufgaben. Er hieß Moreno Garcera.

Da war Papas Magaya aus Trinidad.

Vierunddreißig Jahre alt und spanischer Abstammung. Auf dem Frachter war er der Koch gewesen.

Da war Ben Benson, ein gebürtiger Engländer von den Bahamas. 39 Jahre alt. Seit sechs Jahren Navigationsoffizier. Der schweigsamste unter den Männern des Frachters, auf dem er angeheuert hatte, als er sich mit seinem ersten Kapitän überworfen hatte. Benson war ein Mann, der viel sagte, wenn er am Tag mehr als zehn Worte sprach. Notfalls redete er mit den Fäusten, und seine Schlagkraft war gefürchtet.

Stärker als er war nur der Neger aus Jamaica, Simba Simba mit Namen. Wie er zu diesem Namen gekommen war, sollte der wissbegierige Moreno Garcera bald erfahren. An einem Tage während der Treibfahrt auf dem Ozean, als ihnen Sonne und Durst fast das Blut ausgesogen und den Verstand genommen hatten.

Und dieser Jean Delay, ein junger Mechaniker von neunundzwanzig Jahren. Er stammte von der Insel Martinique. Keiner kannte die verschrobenen Sagen und Gräuelmärchen der gefährlichen Karibischen See so gut wie er.

Aber auch Jean Delay konnte nicht wissen, wer jenes Ungeheuer war, das unter ihnen dahinschwamm.

Es war der Inhalt von Henk Barbers Seesack, den das Ungeheuer begehrte.

Noch tauchte es in großem Abstand und ließ sich nicht blicken. Noch hatte keiner der Männer eine Ahnung von seinem Aussehen.

Der Mann, der es bald auf Tod und Leben jagen sollte, wusste es ebenfalls noch nicht.

Denn Professor Zamorra, der Dämonenjäger, saß zur Zeit in einem Lehnstuhl des First-Class-Hotels ›Lindomar‹. Neben dem Swimmingpool. Und neben seiner reizenden, attraktiven Sekretärin Nicole Duval. Auf Gran Bahama.

Dreimal hatten sie angesetzt, sich nach ihren erregenden Abenteuern im Urlaub zurückzuziehen. Dreimal hatten ihnen die Dämonen dieser Welt einen Strich durch die Rechnung gemacht.

Zamorra und Nicole rechneten in dieser Stunde nicht damit, dass sie schon bald wieder gebraucht würden.

***

Gegen Mittag legte sich der Wind vollkommen. Das kleine Floß kam nicht mehr voran. Auch das notdürftig zusammengesetzte Segel nützte den Männern nichts mehr.

»Flaute«, sagte Henk Barber verbittert. »Die Sonne wird uns braten, bis wir gar sind. Die Haie werden ein paar knusprige Bissen bekommen, wenn sie uns kriegen.«

»Quatsch!«, brüllte der Hüne Simba Simba und ließ seine mächtigen Armmuskeln spielen. »Haie greifen nicht an, wenn sie nicht gefährdet sind. Das haben uns nur die Großmütter erzählt, dass Haie so gefährlich sind.«

»Er hat recht«, ließ sich Jean Delay vernehmen. Ihm fiel es immer schwer, englisch zu sprechen. Auch sein Stolz hinderte ihn daran. Wie jedermann auf der Insel Martinique war das Französische seine Muttersprache. Englisch oder Spanisch, wie es auf den Frachtern in der Karibik und bei den Antillen üblich war, kam ihm nur schwer über die Lippen. Er tat sich schwer damit.

Moreno Garcera, der Junge aus Puerto Rico, machte sich einen Spaß daraus, Jean Delay nachzuäffen.

»Warum hat er recht?«, fragte er und imitierte dabei den Tonfall Delays.

»Man weiß heute, dass Haie nicht die Menschenräuber sind, als die man sie immer hingestellt hat«, sagte der Mann aus Martinique. »Die Haie haben wir nicht zu befurchten.«

»Und wen sonst?«, wollte Garcera wissen.

»Warte ab«, brummte der Neger aus Jamaica. »Warte ab, und stelle keine blöden Fragen.«

»Simba hat recht«, mischte sich Henk Barber ein. »Wir wollen kein dummes Zeug quatschen. Außerdem wollen wir den Mund halten, wenn wir nicht unbedingt sprechen müssen. Die Sonne kocht über uns. Sie kann uns austrocknen, in wenigen Tagen. Schonen wir unsere Lippen, dann sparen wir Spucke. Gesprochen wird nur noch, was unsere Rettung angeht. Unser Überleben. Ist das klar?«

»Klar!«, rief der Koch aus, und die anderen nickten zustimmend.

»Wir hoffen, dass wir durchkommen«, meinte Barber abschließend. »Und wir müssen uns aufeinander verlassen. Wir brauchen den Wind, sonst kommen wir nicht voran. Das Floß ist nicht zu steuern. Also haben wir nichts zu tun. Wir werden unsere Kräfte schonen. Legt euch

lang auf unsere hübsche Pritsche, meine Herren. Ich übernehme die erste Wache.«

»Buenas noches«, sagte Moreno Garcera. »Es ist zehn Uhr vormittags, also eine gute Nacht, Señores.«

»Junges Quatschmaul«, meinte der Neger.

Und Henk Barber sagte nur darauf: »Schnauze jetzt. Oder hat noch jemand eine Frage, die alle angeht?«

»Wohin treiben wir?«, wagte Garcera noch eine Frage.

»Nach Süd bis Südost, meiner Schätzung nach«, war Barbers Antwort.

»Also auf Puerto Rico zu?«, mischte sich Delay ein.

»Puerto Rico, ganz genau. Oder zumindest auf die Jungferninseln«, gab Henk Barber Auskunft.

»Ein herrliches Ziel«, ulkte der Neger.

»Was ist los?«, brummte Barber.

»Wegen der Jungfern«, sagte Simba Simba grinsend. »Die Inseln heißen so, weil es dort hübsche Jungfrauen gibt. In allen Farben, in jeder Größe. Für jeden von uns ein paar Dutzend. Beeilen wir uns, Henk, damit wir hinkommen.«

»Blödes Gewäsch!«, hielt Barber ihm entgegen.

Da fuhr der Neger hoch, trat vor den Funker hin.

»Nicht so, Henk!«, donnerte er den Nordamerikaner an. »So darfst du nicht reden mit mir, Henk.«

Barber hielt den glühenden Blicken stand.

»Ich rede mit jedem, wie es mir beliebt«, meinte der Amerikaner gelassen.

»Und ich lasse es nicht zu, Barber!«, knirschte der Neger durch die Zähne.

»Du wirst es zulassen, solange ich hier das Kommando habe, Simba. Und ich habe das Kommando, weil ihr ohne mich aufgeschmissen seid. Ohne mich könnt ihr nicht bestimmen, wo ihr seid. Ohne mich gibt es keine Hilfe für euch alle.«

»Er hat recht«, rief Ben Benson dazwischen. »Ich kenne die Navigation. Aber ich habe keine Instrumente.«

»Donnerwetter!«, gab Barber mit freundlicher Ironie zurück. »Das waren mehr als zehn Worte, Ben. Dein Vorrat ist für heute verbraucht. Danke, dass du diesen Quatschmäulern Bescheid gegeben hast.«

»Wir sollten Frieden halten«, sagte Papas Magaya auf Spanisch. »Wir kommen nur durch, wenn wir uns nicht verfeinden.«

»Ja«, meinte Henk Barber. »Und wenn wir bald eine Insel finden. Ohne Wasser sind wir erledigt.«

»Ringsum Wasser«, stöhnte der junge Garcena, der schon jetzt unter starkem Durst litt. »Nichts als Wasser, nichts als Ozean ringsumher. Und kein Tropfen davon ist trinkbar.«

»Bis auf das hier«, sagte Papas Magaya und holte einen langen

Schlauch aus Ziegenleder unter seinem Wettermantel hervor.

Staunend sahen die anderen ihn an.

»Ein Wasserschlauch!«, rief Henk Barber. »Sag bloß, dass du da Wasser drin hast, Papas!«

»Habe ich, Herr Kapitän. Als es ans Springen ging, habe ich gedacht, den Herren kannst du nichts kochen auf einem Rettungsfloß. Aber ein bisschen Wasser kann Wunder tun.«

»Wie viel hast du?«, fragte Simba mit gierigem Blick.

»Genug fur uns alle, und genug für vier bis fünf Tage, wenn wir den Wasservorrat richtig einteilen«, war die Antwort des Kochs.

Simba rutschte auf den Knien zu Magaya hin. »Gib mir einen Schluck, Papas«, bettelte er.

Der Koch aus Trinidad schüttelte den Kopf. »Nicht jetzt«, sagte er.

»Und warum nicht?«, fragte der Neger.

Papas Magaya zeigte nach oben.

»Ein Schluck Wasser hilft dir jetzt nichts, Simba. Er wäre noch nicht im Magen, da hätte die Sonne schon Schweiß aus ihm gemacht. Schweiß, der schneller aus deinen Poren tritt, als du überhaupt trinken kannst.«

Simba Simba wandte sich an Henk Barber.

»He, Barber, Sie Floß-Kapitän«, sagte er grinsend. »Sagen Sie ihm, dass er mir einen Schluck geben soll.«

Der Amerikaner schüttelte den Kopf.

»Nein, Simba. Du hast gehört, was Papas gesagt hat. Ich stimme ihm mit jedem Wort zu.«

»Und wann bekommen wir Wasser?«, fragte Simba Simba.

»Wenn die Sonne gesunken ist, eher nicht«, war Barbers prompte Antwort. »Wir trinken, wenn die Dämmerung kommt. Dann bleibt das Wasser im Körper. Und jetzt ist endlich Schluss mit der Debatte. Haut euch hin, und ich wache. In zwei Stunden löst Benson mich ab.«

»Ay, ay, Sir«, machte Simba im Tonfall amerikanischer Seekadetten.

Dann war es ruhig auf dem dahintreibenden Floß. Unmerklich nur trieb es jetzt, als sich eine Ahnung von Wind aufmachte. Meter für Meter kamen sie voran. Meter nur, wenige Meter pro Stunde.

Als Henk Barber nach zwei Stunden Ben Benson wecken wollte, sah er den Küstenstreifen vor sich. Da stieß er einen Schrei aus, dass alle anderen auffuhren und ihn umringten.

»Was ist?«, fragten die Männer durcheinander.

»Land, da vom!«, schrie Barber erleichtert aus.

»Kennst du die Küste?«, fragte Benson.

»Wie die Hosentasche in meinem Seemannsanzug«, gab Barber zurück. »Es ist die Insel Anegada. Sie gehört zu den Jungferninseln.«

»Also doch«, stieß Simba genüsslich hervor. »Macht euch fertig, Männer, die kleinen Mädchen warten schon.«

Die anderen hörten nicht auf ihn.

Moreno Garcera hockte sich am Rand des Floßes nieder und begann, kräftig mit dem rechten Arm im Wasser zu rudern.

»Was soll das?«, fragte Henk Barber verärgert. »Lass den Blödsinn, Kleiner!«

»Wir könnten die Arme wie Ruder gebrauchen«, verteidigte sich der junge Mulatte. »Dann kämen wir schneller voran.«

»Unsinn, lass das sein! Es sind noch einige Meilen bis zu der Insel. Wir wären fertig, wenn wir so vorankommen wollten. Wir treiben nur langsam darauf zu, aber wir wissen, wohin wir kommen.«

»Wenn der Wind nicht dreht«, gab Benson zu bedenken.

Henk Barber nickte stumm. Auch er hatte schon daran gedacht.

»Am Tage dreht der Wind hier selten«, versuchte er die anderen zu beruhigen.

Im gleichen Augenblick spürten sie die heftige Bewegung unter dem Floß. Und gleich darauf wurde das schwache Brettergerüst hochgehoben, klatschte anschließend wieder aufs Wasser.

»Was ist das?«, fragte Jean Delay erschrocken. »Kann das ein Wal gewesen sein?«

»Hier gibt es keine Wale«, sagte Henk Barber, und seine Stimme klang rau und belegt.

»Und was war es dann?«, fragte Moreno Garcera.

»Entweder der Teufel, oder seine Großmutter«, gab Simba Simba trocken zurück.

Aber jeder ahnte, dass etwas anderes ihr Floß fast zum Kentern gebracht hatten. Sie sollten nur noch wenige Stunden warten…

***

Minutenlang schwiegen die sechs Männer. Sehnsüchtig sahen sie nach vorn, wo der Küstenstreifen der Insel zu erkennen war. Ein dünner Strich nur, aber er verhieß ihnen Rettung. Die Insel war bewohnt. Dort würde es Wasser und Proviant geben. Und eines Tages würde ein Schiff sie mitnehmen. Jeder von ihnen würde in seine Heimat zurückkommen. Auf einem neuen Schiff anheuern. Auf einem richtigen Schiff und nicht auf einem alten gefährlichen Kasten wie der *Gran Caribe.*

Die Nachmittagshitze ließ die Augen der Männer fiebrig aufleuchten. Es war das Fieber der Vorfreude.

Aber da war noch etwas anderes in ihren Blicken.

Die Angst. Die nackte, blanke Angst.

Wer hatte vorhin das Floß angehoben und aufs Wasser zurückfallen lassen? Wer, wenn es nicht einer der mächtigen Wale war, verfügte über solche Kräfte?

Gab es hier Seeungeheuer? Wie sie sonst nur in den alten

Erzählungen der Seeleute herumspukten?

Niemand stellte die Frage offen. Jeder der Männer hing seinen eigenen Gedanken nach.

Das Fieber in den Blicken nahm zu. Die Lider brannten unter der gnadenlosen Hitze des Sonnenlichts. Wie gebannt starrten die Augen nach vom.

Aber die Brise ging langsam über dem Floß hinweg und berührte das notdürftige Fahrzeug kaum. Sie würden Stunden brauchen, bis sie die Insel Anegada erreichen konnten.

Stunden, viele Stunden in ihrer Angst.

Aber vorläufig geschah nichts mehr.

Sie ahnten nicht, dass dieses gefährliche Wesen weiterhin unter ihnen dahinschwamm. Es lauerte auf seine Stunde, und es hatte keine Eile. Das Floß mit den Männern war in seiner Gewalt, solange es in Sicht blieb.

Nur Jean Delay hatte einen Verdacht, eine leise Ahnung. Aber er sprach sie nicht aus. Er sah auf den Seesack Henk Barbers. Zu gern hätte er gewusst, wie der Inhalt dieses Seesacks aussah.

Sobald er Klarheit darüber haben könnte, würde er auch sagen können, wer das unheimliche Wesen aus der See war.

Denn er kannte die Zusammenhänge. Es war nicht das erstemal, dass dieses riesenhafte Ungeheuer zugeschlagen hatte. Es war ein Klumpen aus Scheußlichkeit und Gewalt, halb Mensch, halb Tier oder Riese. Und Delay kannte seinen Namen. Und er wusste auch, was das Ungeheuer aus der Tiefe wollte.

Wenn sich das in Barbers Seesack verbarg, was Delay vermutete, dann müsste man diesen Seesack mit seinem Inhalt dem Meer übergeben.

Jean Delay, der Mann aus Martinique, sah auf den Funker. Er war versucht, ihn zu fragen. Aber noch zögerte er.

Noch teilte er die Hoffnung der anderen, die rettende Insel zu erreichen.

Deshalb ließ er seine Frage unausgesprochen.

Die Zeit, wo er sie stellen konnte, würde bald kommen.

Dann sah er, wie Barber sich müde über Stirn und Augen fuhr. Die Wache auf dem eintönigen Meer, die Mittagshitze hatten ihm zugesetzt.

Delay sah, wie Barber halb aufs Floß sank und halb sich niederließ. *Schwäche,* dachte er. *Der Durst und die Schwäche.*

Da erhob sich Ben Benson.

»Ich habe die Wache, Henk«, hörte Jean Delay ihn sagen.

In diesem Augenblick stöhnte Barber auf. Er streckte alle viere von sich und blieb regungslos liegen.

Benson deckte ein Taschentuch über das Gesicht des Funkers. Ein

wenig würde es die Sonnenglut abhalten.

Aber nur ein wenig. Alle spürten, dass sie nicht mehr lange aushalten würden.

***

Henk Barber fiel in einen tiefen, alptraumartigen Schlaf.

Eine Stunde verging, ohne dass jemand ein Wort sprach. Hin und wieder stand einer der Männer auf, sah nach vom.

Die Insel schien kein Stück näher zu kommen. Leise fluchend ließen sich die Männer wieder nieder, manchmal hockten sie sich hin, dann wieder nahmen sie eine sitzende Stellung ein, und dann wieder warfen sie sich längs auf die Planken und Bohlen des rohen Floßes.

Dann aber hielt es Jean Delay nicht mehr aus. Er stand auf, trat neben Ben Benson.

»Was denkst du über den Fisch?«, fragte er ihn.

Benson sah fragend auf den Mechaniker aus Martinique.

»Fisch?«, brummte er nur. »Was für’n Fisch?«

»Vorhin, vor einer Stunde. War das ein Fisch, der das Floß hochgehoben hat?«

Forschend sah Delay auf den Engländer. Er wusste, wie wortkarg der war. Aber er hoffte, ihn aus der Reserve zu locken.

»Es war kein Fisch, nicht wahr?«, bohrte Delay weiter.

Benson brummte nur etwas Unverständliches.

»Kennst du den Namen Ukupa?«, fragte Jean Delay.

Ben Benson gab keine Antwort. Er schüttelte nur den Kopf.

»Ukupa Lupa«, sagte Delay. »Schon mal gehört von ihm?«

Wieder das Kopfschütteln Ben Bensons.

»Weißt du zufällig, was Barber in seinem Seesack hat?«, fragte Delay weiter.

Benson ließ sich endlich zu einer Antwort herab. Aber sie klang sehr zurechtweisend.

»Ist seine Sache, Jean. Geht mich nichts an. Und dich auch nicht.«

»Er ist auf die Insel gefahren, als wir vor den Caicos-Inseln lagen. Er hat ein Boot genommen und ist hinübergefahren. Zu der kleinen Insel, Ben. Du weißt es auch, du hast ihn beobachtet.«

lien Benson gab keine Antwort. Aber Jean Delay gab nicht auf.

»Der Sack war leer, als er im Beiboot wegfuhr, Ben. Und als er wiederkam, war der Sack voll. Voll, und ziemlich schwer. Ich habe so eine Vermutung, Ben.«

Der Engländer von den Bahamas reagierte nicht. Starr und unverwandt sah er nach vom. Es kam Delay so vor, als wollte der andere Meer und Insel hypnotisieren. Er wollte die Entfernung verkürzen, die Insel sozusagen heranholen.

»Eine Meile etwa«, sagte Delay. »Eine Meile in zwei Stunden. Mehr

haben wir nicht zurückgelegt. Und wenn die Sonne so weiterbrennt, sind wir verdurstet, bevor wir dort ankommen. Und wenn Ukupa Lupa uns beobachtet, kommen wir niemals dort drüben an.«

»Halt die Schnauze!«, zischte Ben Benson plötzlich.

»Du glaubst wohl nicht an Ukupa?«

Benson schwieg sich wieder aus.

»Er wird uns fressen. Einen nach dem anderen. Er holt uns ins Wasser und zermalmt uns. Und was Henk in seinem Sack hat, das holt er sich zurück.«

Lauernd sah Jean Delay auf den Engländer. Aber der blieb wieder stumm und gelassen.

»Es interessiert dich nicht, was?«, versuchte es Jean Delay wieder.

Als Ben Benson schwieg, schoss er seinen Triumph ab.

»Gold«, presste er zwischen den Zähnen hervor. »Es ist Gold, Ben. Inkagold. Hier, vor den Antillen, sind viele hundert großer und kleiner Schiffe untergegangen. Alle mit Gold beladen. Keiner weiß, wie viele es sind. Ein paar davon hat man gefunden. Und der Kapitän der *Gran Caribe* kannte eine Insel, wo man Gold gefunden und versteckt hat. Henk Barber hat sich etwas davon geholt. Aber Ukupa Lupa ist auf der Wacht. Er ist der Wächter über das Inkagold. Du glaubst mir nicht, Ben, nicht wahr?«

»Halt die Schnauze, Delay!«, war Bensons bissige Antwort.

Da gab Jean Delay auf.

Er versuchte nicht mehr, den Engländer zu überzeugen.

Aber er blieb neben ihm stehen. Er beobachtete den anderen aus den Augenwinkeln.

»Ganz schön heiß, was?«, stichelte er, als er sah, wie der Schweiß über Bensons Gesicht lief. Immer wieder musste Ben Benson die heißen, feuchten Spuren beseitigen, um klare Sicht zu behalten.

»Ich löse dich ab, Benson, wenn du nicht mehr sehen kannst«, schlug Jean Delay vor.

Ben Benson grinste. Er starrte den anderen an, und es war, als würde er durch ihn hindurchsehen.

Wieder gab er keine Antwort. Aber Delay konnte sehen, was Benson dachte und antworten würde.

Du legst mich nicht herein, sagten Bensons Blicke. *Du willst nur, dass ich dir die Wache überlasse. Dann soll ich mich langlegen und einpennen, du Kröte. Dann hast du freie Hand, nicht wahr? Dann kannst du Henk Barbers Seesack untersuchen, wenn keiner dich beobachtet. Ich bin auf der Hut, Jean Delay. Und ich werde den Koch wecken, um mich abzulösen. Und ich werde ihm sagen, dass du nur so tust, als schläfst du. Er wird ein Auge auf dich haben. Du wirst Barbers Seesack nicht anrühren. Was ein Mann in seinem Seesack hat, darf kein anderer wissen. Keiner, verstehst du, Delay? Es geht keinen etwas an. Und daran ändert sich auch hier*

nichts.

Unwillkürlich zuckte lay unter dem stechenden Blick Bensons zusammen. Er hatte die Antwort in den Augen gelesen. Und er sah auch die Drohung, die dahinter steckte. Ben Benson würde ihn notfalls mit seinen Fäusten daran hindern, an Barbers Seesack heranzukommen.

Resigniert hockte sich Delay nieder. Direkt zwischen den schlafenden Henk Barber und dessen Seesack, in dem er zu gern herumgeschnüffelt hätte. Aber er wusste, dass Benson seine stumme Drohung wahrmachen würde.

Er schloss die Augen und döste trübsinnig vor sich hin.

Und er hoffte auf seine Stunde.

Langsam, ungeheuer langsam trieb das Floß mit den sechs Männern auf die Insel Anegada zu.

Stunden vergingen, und allmählich kam der Abend herauf. Der Wind nahm sonderbarerweise ein wenig zu.

Ben Benson weckte den Koch.

»Du bist dran«, war alles, was er sagte.

»Wann sind wir drüben?«, fragte Papas Magaya. Aber er wusste, dass Benson nicht antworten würde.

Da lehnte er sich gegen den kleinen Behelfsmast, den sie aufgestellt hatten. Es war nichts als ein Balken, der das aus Hemden und Wäsche geknüpfte Segel hielt.

Der Mast hatte nicht viel zu halten. Er wurde kaum beansprucht. Denn es war nicht viel mehr als ein kleiner Windhauch, der in das seltsame Segel fuhr und das Floß wie auf einer langsamen Kriechspur vorantrieb.

Als der Neger Simba Simba zwei Stunden darauf die Wache übernahm, glaubte auch er, dass sie der Insel noch keinen Meter nähergekommen waren.

»Gib mir Wasser«, sagte er zu Papas Magaya.

Der Koch schüttelte den Kopf.

»Nur einen Schluck«, bettelte der kräftige Neger.

»Wasser gibt es, wenn die Sonne hinunter ist«, war Magayas Antwort. »Du wartest, wie wir alle warten.«

»Ich nehme mir Wasser«, sagte Simba plötzlich mit drohender Stimme.

»Du kannst es versuchen«, meinte der Koch ganz trocken.

»Aber dann sind alle wach, und du fliegst ins Meer. Dann hast du Wasser genug.«

***

Der Neger fügte sich. Er sah ein, dass es keine Ausnahme geben durfte. Aber sein mächtiger Körper bäumte sich auf unter der

sengenden Sonne, die das letzte Wasser in Form von Schweiß aus ihm herausgetrieben hatte. Simba Simbas sonst glänzender dunkler Körper schien wie ausgetrocknet.

Er lehnte sich gegen den Behelfsmast, wie es vorher Papas Magaya getan hatte. Mit starren Augen sah er über die Weite des Atlantik. Seine Lippen öffneten sich. Wie ein vertrockneter, ausgedörrter Lappen hing seine Zunge unter dem Gaumen. Sie war steif und ließ sich nicht mehr bewegen.

Der Neger umklammerte den Mast. Er spürte, wie eine unsagbare Schwäche sich in ihm breit machte. Er musste Wasser haben, oder er würde vertrocknen, wie ein Strauch in der Wüste. Schon glaubte er, niemals wieder eine Insel zu erreichen oder das Festland zu betreten.

Alle paar Sekunden sah er auf seine Armbanduhr, die intakt geblieben war. Die Zeit schien still zu stehen. Wie das Floß auf dem unermesslichen Meer.

Hundertmal und mehr hatte der Neger auf seine Uhr gesehen, als die zwei Stunden seiner Wache um waren.

Dann weckte er Jean Delay.

»Deine Wache, Jean«, brachte er mühsam hervor. »Und jetzt muss Magaya Wasser hergeben, oder ich hole mir den Lederschlauch und saufe ihn leer.«

Delay rüttelte den schlafenden Koch wach.

»Die Mannschaft verdurstet«, sagte er. »Wir brauchen Wasser, oder wir können die Augen nicht mehr offen halten.«

Magaya erhob sich. Er sah zum Himmel. Die Sonne war soeben hinter dem Horizont verschwunden. Der Koch aus Trinidad nickte.

»Wasser für jeden«, sagte er. »Haltet die Hände auf.«

***

Die Männer formten die Hände zu kleinen Schalen. Papas Magaya ließ aus seinem Wasserschlauch ein wenig von der begehrten Flüssigkeit in diese gierig wartenden Hände fließen.

»He!«, rief Simba Simba, als er sah, dass die Hände des jungen Mulatten, Moreno Garcera, bis zum Rand gefüllt wurden. »Du hast ihm mehr gegeben als mir, Papas!«

»Unsinn, Simba«, gab der Koch ruhig zurück. »Sieh dir den Knaben an, mit seinen zarten Händchen. Deine Pranken sind dreimal so groß wie seine. Jeder bekommt die gleiche Menge Wasser, darauf kannst du dich verlassen.«

Der Neger grinste und schwieg. Dann beugte er den Kopf, führte die Lippen zu seinen Händen und trank gierig.

»Hätte nie gedacht, dass eine Handvoll Wasser wertvoller sein kann als ein ganzes Fass vom feinsten Rum«, sagte er.

Niemand antwortete ihm. Sie alle waren harte Getränke gewöhnt.

Aber jeder wusste plötzlich um den Wert des Wassers.
»Wir werden es einteilen müssen«, sagte der Koch und verschloss den Schlauch aus Leder wieder. »Es gibt noch einmal eine Handvoll Wasser, bevor die Sonne aufgeht.«
»Dann sind wir längst auf der Insel und haben Wasser, soviel wir nur wollen«, meldete sich Moreno Garcera nach langer Zeit zum erstenmal.
Henk Barber sah besorgt nach vorn.
»Täusche dich nicht, mein Junge«, sagte er nachdenklich. »Wenn wir nur mit diesem Tempo vorankommen, sind wir auch morgen Abend noch nicht an Land.«
»Vielleicht sieht uns einer«, sagte Jean Delay. Aber er wusste im gleichen Augenblick, dass diese Hoffnung unberechtigt war. Die Entfernung zur Insel war noch viel zu groß.
Henk Barber bestätigte diese Bedenken.
»Es ist zu weit, Jean. Und das Floß ist viel zu niedrig. Unmöglich, dass uns jemand sieht. In den nächsten Stunden schon gar nicht, weil die Dunkelheit einsetzt. Nein, wir können nur hoffen, dass der Wind sich verstärkt und uns gut vorantreibt.«
»Und von oben her?«, fragte Papas Magaya. »Ich frage mich, warum uns keiner sucht, Henk. Du hast doch SOS-Zeichen gegeben, oder?«
Henk Barber nickte nachdenklich.
»Habe ich«, sagte er leise. »Aber ihr wisst ja, wie schnell alles ging. Ich hatte keine Zeit, die Position durchzugeben. Da stand meine Kabine schon in Flammen. Ich musste raus. Nichts wie weg. Nicht einmal eine Waffe habe ich mitnehmen können. Wir könnten auf einer menschenleeren Insel nicht einmal ein Wild schießen.«
Moreno Garcera griff in seine Hosentasche und brachte ein Messer zum Vorschein.
»Mit diesem Taschenmesser kann man zumindest Kaninchen killen«, sagte er mit Galgenhumor.
»Dann sag den Kaninchen mal schnell, dass sie auf die Insel gehen sollen, auf die wir zutreiben werden.«
Es war Simba Simba, der das gesagt hatte.
Diesmal musste der junge Mulatte grinsen.
Henk Barber war zufrieden, dass die Männer den Mut nicht aufgaben. Die kleine Verpflegungsdosis des Wassers war alles andere als reichlich gewesen, aber sie gab ihnen vielleicht für ein paar Stunden neue Zuversicht. Für die Nacht zumindest, da sie in den nächsten Stunden wenigstens die Sonnenhitze nicht ertragen mussten. Morgen früh würde man weitersehen. Insgeheim hoffte Barber, dass sie während der Nacht doch noch bis zu der Insel treiben würden.
Dann teilte er die Nachtwachen ein.
»In der Nacht ist es besser, wenn zwei Mann auf Posten sind«, sagte

er. »Einer kann sich auf das Wasser konzentrieren und auf Gefahren Acht geben. Der andere wird sich, so gut das in der Dunkelheit möglich ist, auf die Insel vor uns einstellen. Jede wahrgenommene Bewegung kann ein Gefahrenzeichen sein. Die beiden Wachen teilen sich jede Wahrnehmung mit. Ihr wart alle schon an der Reihe, außer Moreno. Also beginne ich die erste Wache mit ihm. Ihr anderen versucht zu schlafen. In zwei Stunden folgen Papas und Simba, dann sind Ben und Jean an der Reihe.«

Die Männer nickten zustimmend.

Henk Barber wandte sich an den Mulatten.

»Du hast die schärfsten Augen von uns allen, Moreno. Gib acht, ob du Lichter auf der Insel siehst. Sie ist nicht überall bewohnt. Falls wir Lichter sehen, ist das ein Anhaltspunkt für uns. Wir werden versuchen, direkt darauf zu zuhalten.«

»Okay, Henk«, sagte der Mulatte in akzentfreiem Englisch. »Garcera hat Augen wie ein Luchs. Er wird aufpassen.«

Zwei Stunden vergingen, ohne dass sich irgend etwas ereignete.

Auch während der Wache von Papas Magaya und dem Neger Simba geschah nichts.

Erst im letzten Drittel der letzten Wache, die Delay und Benson bestritten, tat sich etwas, das beide zunächst nur als merkwürdig empfanden.

***

Sie strengten ihre Augen an, um den Küstenstreifen vor sich nicht aus den Blicken zu verlieren. Ihre ganze Hoffnung lag dort vorn. Die Entfernung war in der nächtlichen Dunkelheit schwer zu schätzen.

Deshalb konnten sie auch nicht sagen, wie weit sie vorangekommen waren.

Dann aber, gegen vier Uhr morgens, als es hell wurde, machte sich zunächst ein leichter Wind auf.

»Wir kommen voran!«, sagte Jean Delay und sah ins Halbdunkel der Morgendämmerung.

Ben Benson nickte wie gewöhnlich und sagte nichts darauf.

Dann wurde der Wind stärker, und das kleine Behelfssegel blähte sich kräftig auf. Es war deutlich zu spüren, wie das kleine Floß schneller vorangetrieben wurde.

Aber das dauerte nur ein paar Minuten.

Sie waren der Insel Anegada merklich näher gekommen.

Da plötzlich stockte die Fahrt. Unbeweglich stand das Floß in der See und rührte sich nicht mehr.

»Was ist das?«, fragte Jean Delay leise.

Ben Benson zuckte die Schultern. Aber der Mechaniker aus Martinique sah, wie der andere sich verfärbte. Gebannt sah Benson auf

den Rand des Floßes, der den Bug darstellte. Unverwandt blieb sein Blick auf eine Stelle geheftet.

»Was ist?«, fragte Jean Delay. »Verdammt, was ist denn, Benson? Rede doch ein Wort! Du machst mich verrückt mit deinem Schweigen.«

Aber er brauchte die Antwort nicht abzuwarten. Er sah genau, warum das Floß nicht mehr vorankam.

Er folgte dem Blick Bensons. Und da sah er es.

Das Wasser vor dem Floß geriet immer mehr in Bewegung. Es war eine Fläche von ungefähr zehn mal zwanzig Metern.

Sie wussten sofort, dass es kein Fisch war.

Aber dort bewegte sich etwas. Heftig und ungelenk. Es warf meterhohe Wellen auf und musste ein Koloss von einem Lebewesen sein. Im Nu wussten sie, dass es dieser Koloss war, der die Fahrt des Floßes bremste.

Und dann kam etwas aus dem Wasser heraus, stark wie ein Baumstamm, grässlich wie das Fantasieprodukt eines Horror-Films.

Es war ein Arm, mit durchsichtigen Sehnen durchzogen, dick wie Überlandkabel. Und am vorderen Ende dieses Baumstammes, der nichts als ein Arm war, befand sich eine riesige Hand, ein Mittelding zwischen Hand und Flosse, das den Männern Furcht einjagte.

Benson und Delay standen unbeweglich da. So, als wären ihre Füße mit dem nassen, glitschigen Holz des Floßes verwachsen.

Beide konnten kein Wort hervorbringen.

Sie sahen, wie die Hand des Ungeheuers auf das Floß zukam. Schon war es bis auf einen Meter heran, und noch immer war es unsichtbar, bis auf diese mörderische Hand, deren Krallen sich jetzt um die Bohlen des Floßes legten.

Krallen, die gut einen halben Meter lang waren!

Und die Männer standen weiterhin wie gelähmt!

Mit Entsetzen sahen sie, wie die Krallen den Bug des Floßes umspannten. Dann ging ein Ruck durch das Floß.

Benson und Delay sahen nach vom. Die Küste der Insel war deutlich zu sehen.

Der Wind kam aus nördlicher Richtung, trieb das Floß also südwärts.

Und jetzt, da die grauenerregende Hand des Ungeheuers sich gegen das Floß stemmte, änderte dieses seine Richtung!

Es gab keinen Zweifel, dass dieses unbekannte Wesen vor ihnen das Floß in die Gegenrichtung schob! Mit ungeahnten Kräften brachte es das Floß in nördliche Richtung, stemmte sich mit Leichtigkeit gegen die Urkräfte der See und riss das Floß mit sich.

Manchmal kam es wie ein Berg aus dem Wasser. Ein ungeheurer Buckel zuckte aus dem Meer, rollte hin und her, kam wie ein Brecher auf das Floß zu und warf es weiter zurück.

Da erst schrie Jean Delay auf. Er sah, dass die Entfernung zur Insel immer größer wurde.

Er schrie, bis die anderen wach waren.

Dann zeigte er auf die Krallen vor dem Floß, und seine Augen weiteten sich in Todesangst.

»Ukupa«, stammelte er. »Das ist Ukupa Lupa, Henk. Ob du es mir glauben willst oder nicht. Wirf deinen Seesack ins Meer, Barber!«

***

Schon am Vormittag spürte Nicole Duval die Verwandlung, die in Zamorra vorging. Der Professor hatte seit einer halben Stunde kein Wort mehr an sie gerichtet.

Sie hatten es sich wieder in den Liegestühlen neben dem großen Swimmingpool bequem gemacht.

Nicole beobachtete Zamorra mit Spannung.

Sie wusste, dass sich ein neuer Fall vor ihnen auftat. Die Art, wie Zamorra die Augen geschlossen hielt, verriet höchste Konzentration. Es war mehr als das Schließen der Augen. Die Lider waren fest aufeinandergepresst. So, als wollte Zamorra jeden Einfluss von außen her vermeiden.

Nicole wusste, dass Zamorras Konzentrationsfähigkeit oft allein genügte, um den Ort des Geschehens auszumachen.

Sie spürte gleichzeitig, dass in diesem neuen Falle bestimmte Schwierigkeiten auftreten würden. Es schien keine genaue Spur zu geben.

Dann erhob sich Zamorra.

»Ein Schiffsunglück«, sagte er. »Irgendwo in der Karibik oder bei den Antillen. Ich werde mein Amulett zu Hilfe nehmen. Dich darf ich bitten, ein Telegramm an Bill Fleming zu schicken. Deute nur an, dass es sich um ein Monster aus der See handeln muss. Ich bin sicher, dass ihn der Fall interessieren wird.«

Zamorra wartete Nicoles Antwort nicht ab.

Er ging ins Hotel zurück, suchte sein Zimmer auf. Auf dem Tisch in der Mitte hatte er das Amulett abgelegt. Das zauberkräftige Amulett, das er eines Tages in der Bibliothek seines Schlosses gefunden hatte. Ein Erbstück seiner Väter, dessen übernatürliche Kräfte er oft schon zu schätzen gelernt hatte.

Er nahm das bewährte Schmuckstück, das an einer schmalen Kette hing, an sich. Hielt es in der rechten Hand und trat damit ans Fenster.

Aber er sah nicht hinaus. Auch jetzt waren seine Augen geschlossen. Und die Zauberkraft dieses Amuletts zeichnete ihm die Bilder vor, die er brauchte.

Zamorra sah Schiffe und Wasser. Die unendliche Weite des Ozeans. Die Inseln und die Wasserstraßen dazwischen.

Dann kam es wie eine riesige Stichflamme auf ihn zu.
Ein Schiff, das ausbrannte!
Ein Schiff in höchster Seenot!
Das war Alarmstufe eins für Zamorra. Sofort überblickte er die Zusammenhänge.
Ein gesunkenes Schiff!
Das bedeutete Menschenleben, die in Gefahr waren. Das bedeutete auch, dass die Gefahr nicht natürlichen Ursprungs war.
Etwas Unfassbares, etwas ganz und gar Unglaubliches musste sich irgendwo auf dem Wasser zwischen Mexiko und Venezuela abspielen!
Zamorra zögerte keine Sekunde.
Er lief hinunter in die Hotelhalle. Ließ sich ein Taxi rufen. Minuten später befand er sich im Dienstgebäude von Admiral Bannerham.
Sir Arthur Bannerham war der Leiter der englischen Seefahrtsbehörde auf den Bahamas.
Der Admiral empfing seinen Besucher aus Frankreich persönlich.
Zamorra nahm den angebotenen Sessel und begann mit seinem Bericht.

***

»Es ist eigentlich kein Bericht, Sir«, sagte er in einwandfreiem Englisch. »Ich weiß nur, dass sich irgendwo eine Schiffskatastrophe abgespielt hat. Einige Männer der Besatzung haben sich mit Sicherheit retten können. Aber sie sind in Gefahr. Nicht, was die See betrifft. Sie haben es vielmehr mit einem Wesen oder Unwesen zu tun, das mit unserem normalen Menschenverstand nicht zu begreifen und zu erklären ist.«
»Monsieur«, sagte Admiral Bannerham. »Als Offizier habe ich die Pflicht, nüchtern zu denken. Ich zweifle Ihren Bericht nicht an, aber Sie werden verstehen, dass ich Ihnen die Geschichte von einem überirdischen oder übernatürlichen Wesen nicht ohne weiteres abnehmen werde. Sagen Sie mir bitte genau, wie ich Ihnen helfen kann.«
»Ich bin sicher, Sir, dass sich eine Gefahr, wie ich sie beschrieben habe, für die Seeleute ergeben hat. Für mich ist es unmöglich, den ganzen Raum der Karibik und des westlichen Atlantik abzusuchen, wenn ich nicht einen Anhaltspunkt habe. Darf ich Sie fragen, ob es in den letzten Tagen im genannten Raum ein überfälliges Schiff gegeben hat?«
Der Admiral erhob sich und traf vor eine Karte, die fast die ganze Wand des Raumes bedeckte. Sie zeigte im Norden den Golf von Mexiko, dann die Bahama-Inseln, das langgestreckte Kuba und Haiti und darunter das Karibische Meer. Im Osten folgten Puerto Rico, die Jungfern-Inseln und die kleinen Antillen. Der unterste Teil der Karte

zeigte den Norden von Venezuela und Kolumbien.

»Sie haben recht, Monsieur Zamorra«, sagte der Admiral und ging die gesamte Fläche der Archipele mit der Hand ab. »Bis heute kann Ihnen niemand mit absoluter Genauigkeit sagen, wie viele Inseln sich auf dieser Fläche befinden. Und schon gar nicht, wie viele Inseln davon bewohnt und unbewohnt sind. Ich komme zu dem Punkt, der für Sie wichtig ist, Monsieur. Aber dazu brauchen wir vorerst noch eine Information.«

Der Admiral ging zu seinem Schreibtisch zurück, griff nach dem Telefonhörer.

Er wählte die Nummer der Vorzimmerdame.

»Miss Langton, bitte, rufen Sie sofort Lieutenant Gardener ins Büro. Er soll alle Unterlagen über überfällige Schiffe aus den letzten Tagen mitbringen. Danke.«

Admiral Bannerham näherte sich wieder der Karte.

»Eigentlich ist die Zusammenarbeit hier auf den Inseln ziemlich erschwert. Aber wir haben einen Seenotdienst, der international funktioniert. Sie sehen an den verschiedenen Farben der Karte, dass sich die Inseln nicht in einem einzigen Hoheitsgebiet befinden. Sie stehen unter französischer, holländischer, amerikanischer, englischer und venezolanischer Regierung. Da die Schiffe hier ebenfalls international besetzt sind, was die Mannschaften angeht, haben wir ein Abkommen getroffen, nach dem jede Nation der anderen unverzüglich den Verlust von Schiffen und Mannschaft anzeigt. Hören wir, was Lieutenant Gardener zu berichten hat.«

Gleich darauf betrat ein sehr jung aussehender Offizier das Büro. Er salutierte vor seinem Vorgesetzten, dann vor dem Besucher.

Dann legte er eine Mappe auf den Schreibtisch des Admirals.

»Nur ein überfälliges Schiff, Sir.«

»Wann war das?«

»Vorgestern, kurz nach Mitternacht. Puerto Rico hat SOS-Sprüche aufgenommen. Man hat die See abgesucht, aber nichts gefunden.«

»Kennen Sie die Position?«, fragte Admiral Bannerham.

»Nur ungefähr, Sir. Der Funker des Schiffes konnte sie nicht mehr durchgeben. Aber die Suchschiffe haben anhand umherschwimmender Wrackteile und der Seedrift errechnen können, dass der Untergang des Schiffes etwa hier erfolgt sein muss.«

Der junge Offizier trat vor die Karte und legte einen Finger darauf.

»Hier, Sir. Etwa zwanzig Meilen nördlich von Puerto Rico.«

»Darf ich fragen, ob man Überlebende gefunden hat?«, wandte sich Zamorra an den Lieutenant.

»Nein, Sir, man hat nicht einen einzigen Schiffbrüchigen gefunden. Das ganze Gebiet wurde abgesucht.«

»Wie hieß das Schiff, Lieutenant?«, fragte der Admiral.

»Es war die *Gran Caribe,* Sir. Ein Frachter unter der Flagge von Barbados. Hatte keinen guten Leumund.«

»Schmugglerschiff?«, fragte Bannerham.

»Vermutlich, Sir.«

Der Admiral wandte sich an Professor Zamorra.

»Monsieur, Sie haben alles gehört, was Sie von uns erfahren können. Haben Sie noch Fragen?«

»Ja, Sir. Erstens: wo bekomme ich eine solche Karte, wie Sie eine an der Wand haben? Allerdings in einem Format, das in meine Jackentasche geht.«

Der Admiral lächelte und ging zu seinem Schreibtisch.

»Die bekommen Sie bei mir, und zwar gratis.«

Er langte in ein Schubfach und reichte Zamorra eine Karte.

»Danke, Sir. Und dann brauche ich etwas, das vermutlich nicht so leicht zu bekommen ist.«

»Ich weiß, Monsieur. Sie brauchen ein Flugzeug, nicht wahr?«

»Sehr richtig, Sir. Und wo…?«

Zamorra beendete seine Frage mit einem Achselzucken.

»Eine Militärmaschine kann ich Ihnen nicht zur Verfügung stellen, Monsieur. Aber ich rate Ihnen, sich an den Verleihdienst auf dem Sportflughafen zu wenden. Dort bekommen Sie auch eine Liste der Inseln mit, wo Sie unterwegs landen und nachtanken können. Dass Sie Ihre Pilotenlizenz vorlegen müssen, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen.«

»Nein, Sir. Danke, Sir. Ich bedanke mich für Ihre spontane Hilfe. Jetzt darf ich mich verabschieden, Sir.«

»Und ich darf Sie bitten, mich wieder aufzusuchen, Monsieur. Ich meine, wenn Ihre Mission beendet ist. Ihr Bericht hat mich doch mächtig neugierig gemacht. Ich zweifle nicht an Ihrer Lauterkeit, Monsieur Zamorra. Aber einem Seeoffizier fallt es eben schwer, an ein Seeungeheuer zu glauben.«

»Es existiert, Sir. Noch kenne ich seinen Namen nicht. Aber ich werde Ihnen seine Niederlage mitteilen. Entweder persönlich, oder durch die Presse.«

Zamorra deutete eine Verbeugung an und war schon aus dem Zimmer.

»Wir fliegen«, sagte er eine halbe Stunde später zu Nicole, die ihn schon erwartete.

***

Fassungslos starrte Henk Barber auf den Mechaniker aus Martinique.

»Sag das noch mal«, brachte er mühsam hervor. »Sag mir noch mal, was du soeben gesagt hast, Delay.«

Der andere zeigte auf den Seesack des Funkers, dann auf die

schreckliche Klaue des Ungeheuers, die den Floßrand noch immer umklammert hielt.

»Der da will dein Gold haben, Henk«, zischte er. »Du wirst es ihm geben, wenn du uns nicht alle auf dem Gewissen haben willst.«

»Den Teufel werde ich tun!«, knurrte Barber. »Was in dem Sack ist, ist mein Eigentum.«

»Aber nicht mehr lange«, gab Delay ruhig zurück. »Hier geht es um die Sicherheit von Menschenleben. Du hast deine eigenen Interessen hintanzustellen.«

»Niemals!«, schrie Henk Barber los.

Da stürzte Jean Delay nach vom.

In ohnmächtiger Wut riss er Barbers Seesack von den Bohlen hoch, setzte schon an, ihn ins Meer zu schleudern. Da traf ihn ein mächtiger Faustschlag Ben Bensons in den Nacken.

Jean Delay ging in die Knie, sackte zur Seite.

Die Hand, die den Seesack gepackt hielt, zuckte und ließ los. Polternd fiel der Seesack auf das Floß.

»So geht es jedem, der sich am Eigentum anderer vergreift«, sagte Ben Benson. Das Schweigen, das er folgen ließ, war bedrohlicher als alle Worte.

Delay blieb am Boden hocken. Barber stellte sich breitbeinig vor ihm auf und wartete. Aber der Mechaniker reagierte nicht mehr.

Bensons markiger Faustschlag hatte ihm die Lust am Widerstand genommen.

Die anderen hatten den kurzen und ungleichen Kampf mit Spannung verfolgt. Keiner sagte ein Wort. Jeder wartete, was Barber und Benson anordnen oder unternehmen würden.

Das Ungeheuer aus der Tiefe schob das Floß weiter vor sich her. Es schien keine Gegenwehr zu geben.

Henk Barber trat noch dichter an Jean Delay heran.

»Steh auf!«, herrschte er ihn an.

Mühsam erhob sich der Mann aus Martinique.

»Du sagst, dass du dieses Riesenvieh kennst«, fing er an.

Jean Delay nickte nur.

»Erzähl mir, wie wir es loswerden können«, forderte er ihn auf.

»Überhaupt nicht«, war die knappe Antwort.

»Was ist es für ein Vieh?«, fragte Barber, und seine Augen begannen zu glosen.

»Es ist ein Wassertier, und zwar von einer so ungeheuren Größe, dass ich es nie ganz zu Gesicht bekommen möchte.«

»Woher kennst du es?«, fragte Barber weiter.

»Auf vielen Inseln kennt man es. Man weiß, dass Ukupa Lupa sich schon viele Seeleute in die Tiefe geholt hat.«

»Es ist riesengroß, aber plump. Wir könnten ihm entwischen.«

Jean Delay grinste.
»Jeder Versuch wäre umsonst, Henk. Du kannst ihm mit einem Schiff entkommen. Da kann er dir nicht folgen. Aber wir sind in seiner Hand. Er gibt nicht wieder her, was er in seinen Klauen hat.«
»In seinen Klauen, sagst du? Ich kann nur eine sehen. Und die werde ich ihm gleich kaputt treten.«
»Dann mach vorher dein Testament, Henk. Gegen Ukupa ist bisher noch niemand angetreten.«
»Du wirst es gleich sehen, Jean!«, brüllte der Amerikaner los. »Mir hat noch keiner Angst eingejagt.«
»Du wirst dich wundem, was Ukupa uns noch für Angst einjagen wird«, war die Antwort Delays.
»Bist du sicher?«, fragte Barber höhnisch.
Schon war er an den Rand des Floßes getreten. Hinter dem behelfsmäßigen kleinen Fahrzeug wogte die See. Mit schweren und plumpen Bewegungen brach sich der Riesenkörper des Ungeheuers seinen Weg durch das Wasser. Manchmal glaubten die Männer, seinen Rücken auftauchen zu sehen. Aber so weit kam es nicht. Das Ungeheuer hielt sich sozusagen verborgen.
Nur an den mächtigen Bewegungen unter der Oberfläche waren die Gestalt und Größe Ukupas zu ahnen.
Die Männer sahen, wie Barber das linke Bein ein wenig anhob. Sie erkannten seine Absicht.
»Du bist wahnsinnig!«, mischte, sich Benson ein. »Sieh dir doch nur die Größe dieses Biestes an! Du wirst nichts gegen ihn ausrichten!«
»Nicht?«, höhnte Barber.
»Du hast uns auf dem Gewissen, wenn du Ukupa angreifst«, sagte Delay.
»Feigling!«, knurrte Henk Barber.
Dann ging die Wut mit ihm durch. Mit einem schnellen, kräftigen Tritt ließ er den Absatz seines schweren Seemannsstiefels auf die Krallen des Ungeheuers niedersausen.
Der Tritt zeigte nicht die geringste Wirkung.
Unverändert wurde das Floß gegen die Windrichtung geschoben.
Barber brüllte los.
Wie ein Wahnsinniger trat er immer wieder auf die scheußliche Pranke ein. Zehnmal, zwanzigmal fuhr sein Stiefelabsatz mit einem kratzenden Geräusch über die scharfen Krallen des Ungeheuers.
»Gleich wirst du drei oder vier Füße brauchen, Henk«, knirschte Jean Delay durch die Zähne.
»Was soll das?«, fragte der Amerikaner.
»Warte ab. Du wirst es gleich sehen.«
Delay wusste, was er sagte. Und das Ungeheuer ließ nicht lange auf die nächste Überraschung warten.

Ganz plötzlich zogen sich die Krallen zurück, und die riesenhafte Pranke verschwand im Wasser.

»Ha!«, schrie Henk Barber heiser auf. »Siehst du, Jean? Er gibt auf! Er hat die Pranke zurückgezogen!«

»Warte ab, Henk. Das Biest wird gleich wieder da sein.«

»Der kommt nicht mehr!«, rief Barber, fast außer sich vor Sinnen. Ein ungeheures Triumphgefühl stieg in ihm auf. Er glaubte, Ukupa vertrieben zu haben.

Wie gebannt sah er auf die Stelle, wo bisher die mächtige Pranke des Seeungeheuers das Floß umklammert hatte.

»Nichts mehr!«, rief er immer wieder. »Nichts mehr! Aus! Vorbei! Das Riesenvieh hat meinen Stiefel gespürt! Hahaha!«

»Die Sonne ist noch nicht hoch, und schon kommt dein Wahnsinn durch«, sagte Delay gelassen. »Du solltest dich einmal nach Luv umsehen, Henk.«

Sofort wandte sich Barber um.

Da sah er, was die anderen schon vor ihm erkannt hatten.

Zwei, drei, vier der unheimlichen Pranken erhoben sich gleichzeitig aus dem Wasser. Vier Arme folgten, ruderten auf das kleine Floß zu, pressten sich dagegen und schüttelten es.

»Nun nimm deine vier Beine, Barber«, meinte Delay verächtlich. »Nimm deine Arme und Beine und schlag zu! Zeig uns, wie du mit Ukupa fertig wirst!«

Henk Barber schien durchzudrehen. Wie ein Rasender sprang er hoch, ließ sich mit voller Wucht auf eine der Pranken fallen. Schon setzte er zum nächsten Satz an. Immer wieder versuchte er mit solchen Sprüngen, die Pranken des Ungeheuers zu zerquetschen.

Jetzt blieb er mit beiden Beinen auf einer dieser Pranken stehen.

Eine Zehntelsekunde zu lange.

Von rechts schoss eine andere Pranke heran. Die geöffneten Krallen gruben sich in Barbers rechte Wade.

Diesmal sprang der Amerikaner vor Schmerzen auf. Die Krallen ließen aber nicht los, bohrten sich immer tiefer in sein Fleisch.

Barber brüllte auf und ließ sich längs auf das Floß fallen.

Erst da ließ der Druck der mächtigen Kralle nach. Die Männer sahen, wie der ungeheure Buckel des Seetieres sich unter das Floß schob.

Gleich darauf wirbelten die sechs Männer mit ihrem Floß durch die Luft.

Nur der wendige Moreno Garcera konnte sich auf dem Floß halten. Verzweifelt klammerte er sich an den Behelfsmast und hielt sich fest, als Ukupa Fahrzeug und Besatzung in die Luft stieß.

Klatschend fiel das Floß aufs Wasser zurück, machte ein paar Schlingerbewegungen. Dann kam es zum Stillstand.

Die anderen waren in einer Entfernung bis zu zehn Metern rings um

das Floß im Wasser aufgekommen.

Schreiend vor Angst schwammen sie heran, ließen sich von Moreno aufs Floß zerren. Minutenlang spuckten sie Wasser. Keiner war fähig, ein Wort zu sagen.

Dann meldete sich Delay als erster.

»Ich habe dich gewarnt, Barber«, sagte er vorwurfsvoll. »Noch einmal, und das Biest verschlingt uns alle. Es gibt kein Mittel gegen Ukupa.«

»Was will er von mir?«, fragte Henk Barber.

»Vorläufig nichts mehr. Was er von dir wollte, hat er sich geholt.«

Erst jetzt sah Barber auf die Stelle, wo er seinen Seesack verstaut hatte.

»Weg!«, schrie er wütend. »Er ist weg!«

»Klar ist er weg«, brummte Delay. »Fürs erste brauchen wir Ukupa nicht zu furchten.«

»Das Gold hole ich mir wieder!«, gab Barber wütend von sich. »Dieses, und noch vieles mehr. Wir werden alle reich, wenn wir es richtig anstellen. Ich kenne die Insel, wo das Wrack mit dem Gold liegt.«

»Ukupa kennt sie noch besser«, knurrte Jean Delay. »Er wird auf dich warten, Barber. Und auf uns alle, wenn wir so verrückt sind, dir zu folgen.«

»Dann fahre ich allein zu der Insel«, antwortete Barber wütend. »Verdammt, wenn ihr Angst in euren nassen Hosen habt, dann, lasst es bleiben. Ich fahre dahin, sobald ich von diesem verfluchten Floß erst einmal herunter bin.«

»Das kann lange dauern, Barber«, gab Delay zu bedenken.

»Was soll das heißen, Delay?«

»Ukupa wird uns beobachten. Er kennt unsere Absichten. Du hast gesehen, was er mit dem Floß machen kann. Und mit uns.«

»Und was wird er tun?«

»Ich sage dir’s doch. Er beobachtet uns. Er verfolgt uns. Sobald er merkt, dass die Insel unser Ziel ist, wird er uns holen. Einen nach dem anderen.«

»Wir werden ein Schiff haben, Delay. Da schwimmen wir ihm davon. Auf und davon, direkt zu unserem Gold.«

»Du schwimmst ihm nicht davon, solange du auf diesem Floß bist«, mischte sich Ben Benson ein. »Delay hat recht, Henk. Du solltest deine Absicht aufgeben. Noch wissen wir nicht, was dieser Ukupa mit uns vor hat. Ich glaube, er hat noch ein paar hübsche Überraschungen bereit.«

Da trat Simba Simba auf Barber zu.

»Du solltest auf sie hören, Henk«, sagte er leise. »Es gibt Dinge, die bald nötiger sein werden als alles Gold dieser Welt.«

»Wie meinst du das?«, fragte Henk Barber heiser.
»Das ist eine ganz blöde Frage, Funker«, hielt der Neger ihm entgegen. »Eine ganz blöde Frage, Ami. Eine so saublöde Frage darf ein Seemann gar nicht stellen. Und ein schiffbrüchiger Seemann schon gar nicht.«
Barber konnte dem brennenden Blick Simbas nicht standhalten.
»Ach was!«, winkte er schließlich ab. »Du meinst das bisschen Hunger, das wir bald kriegen werden. Es gibt zehntausend Inseln in der Gegend. Auf einer werden wir schon ankommen. Da haben wir zu essen.«
»Wir brauchen Wasser«, hielt Simba ihm entgegen.
»Der Koch hat noch was in seinem Schlauch, Simba.«
»Aber nicht mehr lange, Seemann.«
»Wir kommen durch, Simba.«
»Wenn wir uns streiten, kommen wir nie durch, Barber. Es werden Dinge auf uns zu kommen, die schlimmer sind als Hunger und Durst.«
»Was meinst du?«, fragte Barber mit schwacher Stimme.
Der Neger gab ihm keine Antwort mehr. Es war Delay, der für ihn antwortete.
»Ich weiß, was der Hüne aus Jamaika meint«, sagte er.
»Dann spuck deine Weisheiten aus«, knirschte Barber durch die Zähne.
»Du müsstest dich sehen können, Henk. Dann wüsstest du die Antwort schon.«
Henk Barber trat dicht vor Delay. »Du sollst es mir sagen, verdammt noch mal!«, schrie er los.
»Bleib mir einen Schritt vom Leib, Henk. Dann sage ich‘s dir.«
Henk Barber blieb stehen.
»Also, was ist es?«, fragte er nach einer Pause.
»Es ist der Wahnsinn, der sich langsam in uns breit macht, Henk. Der Wahnsinn, der aus der Verzweiflung kommt. Der Wahnsinn, und der Hass. Denk an meine Worte, Barber.«
Jean Delay wandte sich ab. Er konnte die brennenden Augen des Amerikaners nicht mehr sehen.
»Gib uns Wasser«, wandte er sich an den Koch.
Papas Magaya kam dieser Aufforderung nach. In gierigen Zügen tranken die Männer ihre kleinen Rationen auf. Dann war es der junge Garvera, der aufschrie. Aber diesmal war es kein Angstschrei. Es war ein Schrei der Hoffnung, der aus ihm herausbrach.
»Seht nach vom!«, rief er. »Seht auf die Insel! Die Insel kommt näher!«
Gebannt sahen alle in die angegebene Richtung. Tatsächlich schienen sie sich der Insel Anegada wieder zu nähern.
»Ukupa hat aufgegeben«, murmelte Simba vor sich hin. »Er lässt uns

auf die Insel kommen.«

Delay dämpfte den Optimismus des Negers sofort.

»Abwarten«, sagte er nur. »Abwarten. Ich traue diesem Ukupa nicht.«

»Und warum nicht?«, fragte Barber mit matter Stimme. »Er hat das Gold. Er hat zurück, was er haben wollte. Wamm sollte er noch mehr von uns wollen?«

»Ich traue ihm nicht«, wiederholte Jean Delay.

»Und warum nicht, Jean?«

»Ganz einfach, Henk. Weil er uns nicht traut.«

***

Es war eine zweimotorige Cessna, die Zamorra für seine Erkundungsflüge ausgewählt hatte. Ein wendiges und für die Verhältnisse schnelles Flugzeug. Ein Viersitzer mit einem relativ großen Aktionsradius.

Der Professor hatte auf dem Sportflugplatz, wo er die Maschine ausgeliehen hatte, eine Karte der Inseln erhalten. Alle Landeplätze mit den dazugehörigen Flugtankstellen waren eingezeichnet. Das Unternehmen konnte in dieser Hinsicht ohne Gefahr beginnen.

»Hast du Bill erreicht?«, fragte er Nicole Duval, die neben ihm saß, als sie in knapp tausend Meter Höhe waren.

Bill Fleming war Zamorras Freund aus Amerika. Ein Naturwissenschaftler von hohem Rang, der bereits internationale Anerkennung genoss. Den Künsten der Parapsychologie, die Zamorra beherrschte, stand er eher misstrauisch gegenüber. Obwohl er sich schon des öfteren von den übersinnlichen Kräften Zamorras hatte überzeugen können.

»Er hat die Arbeit seinen Mitarbeitern überlassen«, gab Nicole zur Antwort. »Wie ich erfahren konnte, macht er ein paar Tage Urlaub.«

»Aha, und wo ist das?«

»Er kreuzt vor der Küste Mexikos.«

»Donnerwetter! Hat er sich ein Boot zugelegt?«

»Man sagte mir, dass er eine Motoryacht besitzt. Wo er sich genau aufhält, war nicht bekannt. Man kennt nur das Hotel, das er hin und wieder aufsucht.«

»Wie ich dich kenne, hast du die Anschrift unseres Hotels auf Gran Bahama durchgegeben.«

»Selbstverständlich. Und Bill wird genau erfahren, in welchem Gebiet wir uns befinden.«

»Ein Boot wäre das Richtige für uns. Ein schnelles Boot. Hoffen wir, dass er uns erreichen kann.«

»Und was hast du jetzt vor?«, fragte Zamorras Sekretärin.

»Wir nehmen die Route über die Inseln New Providence, Long Island und Caicos. Dann geht es hinüber nach Puerto Rico und den Jungfern-

Inseln.«
»Du willst die Unglücksstelle anfliegen?«
»Ja, Nicole. Ich muss mich an Ort Und Stelle überzeugen.«
»Du bist sicher, dass es Schiffbrüchige von der *Gran Caribe* gibt, die auf dem Meer treiben?«
»Ganz sicher, Nicole. Auch wenn alle Suchdienste keine Spur von ihnen entdeckt haben.«
»Wir wollen uns Glück wünschen«, sagte Nicole mit ihrem bezauberndsten Lächeln. Diesem Lächeln, das so hinreißend war, um Zamorra wie schon oft bedauern zu lassen, dass er sich der attraktiven jungen Frau nicht mehr widmen konnte. Aber sein Job waren das Abenteuer und die Gefahr. Ein harter Job, der ganzen Einsatz verlangte.
Da blieb nur wenig Zeit für jene köstlichen Stunden, die ein bekannter Herr namens Amor den beiden ließ. Da sie nicht mehr Professor und Sekretärin waren, sondern gute und intime Freunde und Verliebte…

***

Caicos-Inseln, Puerto Rico.

Die Cessna war frisch aufgetankt. Es ging an das letzte Stück der vorläufigen Route. Den Zeitungen hatten sie entnehmen können, dass noch keine Spur von Überlebenden der Schiffskatastrophe gesichtet worden waren.
Dann noch einmal hundertfünfzig Kilometer Fluglinie.
Zamorra ließ die Sportmaschine nach unten gleiten. Die Jungfern-Inseln tauchten rechts vor ihnen auf, waren schon bald in ihrem Rücken verschwunden.
Zamorra studierte die Karte.
»In diesem Umkreis muss die *Gran Caribe* gesunken sein«, sagte er. »Die Seedrift geht vorwiegend nord-südlich. Also suchen wir die See nach den Antillen hin ab.«
Nicole nickte und konzentrierte sich auf den Atlantik.
Nach einer halben Stunde kamen die ersten Schiffstrümmer in Sicht.
Balken und Reste von verkohlten Wanten schwammen auf dem Wasser. Kisten dazwischen, Stofffetzen, die nur angesengt waren, die das wütende Feuer nicht ganz vernichten konnte.
»Vorsicht, Nicole. Ich gehe steil nach unten«, sagte Zamorra.
Wieder nickte die Frau ihm zu. Mit schnellen Griffen schloss sie den Sicherheitsgurt.
Die Cessna senkte die Nase dem Meer entgegen. Zamorra fing die Maschine ab, brachte sie etwa hundert Meter über den treibenden Trümmern in einen langsamen Gleitflug. In weitem Bogen umkreiste er die Reste des gesunkenen Frachters.

»Es ist niemand zu sehen«, sagte Nicole. »Wenn es Überlebende gibt, sind sie schon weiter abgetrieben.«
»Wahrscheinlich«, gab Zamorra zurück, der sich schnell überzeugte, dass unter ihnen im ganzen Umkreis wirklich niemand zu sehen war.
»Ob sie Boote haben?«, fragte Nicole.
»Wir wissen es nicht«, gab er zur Antwort. »Wir müssen vermuten, dass sie entweder ein Rettungsboot flott gemacht haben. Oder sie haben keine Zeit dafür gehabt. Dann sind sie noch schwerer zu finden. Denn dann müssen sie sich bestenfalls auf einem Floß befinden, das sie notdürftig zusammengestellt haben. Halten wir die Augen offen, Nicole. Sie müssen in südlicher Richtung abgetrieben sein.«
»Dann kommen sie auf die Jungfern-Inseln zu«, stellte Nicole nach einem Blick auf die Karte fest.
»Ganz richtig. Wenn wir sie nicht finden, besteht die Möglichkeit, dass sie bereits eine der Inseln erreicht haben und in Sicherheit sind. Wir müssen versuchen, uns zu erkundigen. Ich steuere die erste Insel an.«
»Wie heißt sie?«, fragte die Sekretärin des Professors.
»Das weiß ich nicht. Sag du mir den Namen, Nicole.«
Die Französin zeigte mit dem Finger auf die Karte.
»Hier, Chef. Die nördlichste Insel. Sie heißt Anegada.«
»Anegada«, wiederholte der Professor. »Fragen wir die Leute von Anegada also. Die Insel ist in englischem Besitz.«

***

Es gab eine schmale Landepiste für Sportflugzeuge.
Zamorra setzte die Cessna sicher auf und ließ sie ausrollen. Zwei Männer kamen auf die Maschine zu, als Zamorra ausstieg.
»Wollen Sie tanken, Sir?«, fragte der eine von ihnen.
»Non«, sagte der Professor.
»Ah, Franzose?«
»Sie hören es ja, Mister.«
»Wollen Sie tanken, Monsieur?«
Zamorra lächelte über den Diensteifer des anderen.
»Nein, der Tank ist reichlich halb voll. Es dürfte bis Guadeloupe reichen. Ich habe nur ein paar Fragen, wenn Sie gestatten.«
»Bitte, Monsieur.«
»Haben Sie etwas von Schiffbrüchigen gehört in den letzten Tagen?«
Der andere schüttelte den Kopf.
»Nichts dergleichen, Monsieur. Sie meinen bestimmt Leute von der *Gran Caribe,* nicht wahr?«
»Ja. Was wissen Sie darüber?«
»Man hat die ganze See abgesucht. Von hier aus, von Puerto Rico aus. Wenn es Überlebende gab, ist zu befürchten, dass sie längst

ertrunken sind.«
»Keine Spur also?«
»Keine Spur, Monsieur. Kein Boot, kein Floß, kein Schwimmer. Ich furchte, Sie suchen umsonst.«
Zamorra machte eine Pause. Er überlegte, wie er den anderen nach einem möglichen Seeungeheuer fragen könnte. Wie würde der Fremde darauf reagieren? Hatte er jemals von solchen Unwesen gehört? Glaubte er daran? Oder würde er eine solche Möglichkeit ins Reich der Fabeln verweisen?
»Sie kennen die Inseln, Mister?«, tastete er sich vor.
»Die Inseln und die See«, antwortete der andere darauf.
»Und die Geschichten der Seeleute?«
Da grinste der andere.
»Fragen Sie mich bloß nicht nach blutdürstigen Seeschlangen und so ‘nem Kram, Monsieur.«
»Gibt es denn keine?«, forschte Zamorra.
»Nee, Monsieur. Alles Seemannsgarn, und nichts weiter.«
»Und es hat nie ungewöhnliche Ereignisse gegeben?«
Der andere schüttelte den Kopf. »Nie, Monsieur. Nicht bei uns hier.«
»Und anderswo?«
»Da müssen Sie weiter unten fragen, Monsieur. Wo die unbewohnten Inseln sind. Da hat so jeder schräge Vogel sein eigenes Versteck, wo er ein versunkenes Schiff mit Gold gefunden hat. Man kennt das ja. Die alte Abenteuerlust. Die Sucht nach Gold und Reichtum.«
»Wissen Sie mehr darüber?«, fragte Zamorra weiter.
»Man hat einmal gesehen, wie ein Boot mit vier Mann unterging. Und das bei einer absoluten Flaute. Das Boot konnte weder schlingern noch kentern. Und trotzdem ist es untergegangen.«
»Das ist doch unmöglich!«, stieß Zamorra hervor. »Dann ist es eben leck gewesen.«
»Es war ein ganz neues Boot, Monsieur«, kam die prompte Antwort des Fremden. »Nein, Sir, es ging nicht mit rechten Dingen zu. Man weiß, dass die vier Männer Gold gefunden hatten. In einem gesunkenen Schiff. Und andere wollen gesehen haben, wie das Boot von drei mächtigen Armen in die Tiefe gezerrt wurde. Lachen Sie bitte nicht, Monsieur. Ich sage Ihnen nur, was man sich so erzählt, und was ich gehört habe.«
»Es gibt nichts zu lachen, Mister. Ich möchte nur noch gern den Namen des Ungeheuers wissen, das ein Boot mit drei Armen in die Tiefe zieht.«
Der andere druckste herum, sah auf Nicole, die jetzt aus der Maschine stieg, dann zurück auf Zamorra.
»Die Leute auf den Antillen sagen, dass es ein Zaubergeist der Inkas ist. Er wacht über das Gold, das die Spanier ihnen einmal gestohlen

haben. Und er lässt keinen heran. Er kennt jedes Versteck, und er behütet es. So sagen die Leute. Mehr weiß ich nicht.«

»Aber den Namen wissen Sie?«

»Manchmal ist er zu hören, Monsieur. Das Ungeheuer wird Ukupa Lupa genannt.«

»Ukupa Lupa«, wiederholte Zamorra. »Das leuchtet ein. Der Name stammt aus einer Inkasprache und bedeutet soviel wie ›*Wächter des Schatzes*‹.«

»Alle Achtung!«, sagte der Fremde anerkennend. »Sie kennen sich aus, Monsieur.«

Zamorra überhörte das Lob.

»Wo sind die unbewohnten Inseln, Mister? Wo könnten Seeleute das gefundene Gold verstecken, um es sich eines Tages zu holen?«

»Man redet viel, Monsieur. Genau ist da nichts zu sagen. Aber wenn Sie Ihr Glück versuchen wollen, dann halten Sie sich an die Kleinen Antillen. Auf der Straße Guadeloupe - Dominica - Martinique.«

»Danke, Mister. Dann wollen wir weiterfliegen.«

»Sie wollen tatsächlich nach Gold suchen? Nach alten Schiffswracks mit Gold?«, fragte der Mann ungläubig.

»Keineswegs«, war Zamorras Antwort. »Ich suche Menschen, die nach Gold gesucht haben.«

»Nach Menschen?«, kam die nächste Frage des Mannes.

»Ja, nach Menschen. Weil sie in Gefahr sind. Ich glaube, dass es diesen Ukupa Lupa gibt. Und ich muss ihn finden.«

»Was wollen Sie von ihm?«

»Ich will ihm das Lebenslicht ausblasen, gleichgültig, ob er ein Geist, ein Tier oder ein Mensch ist.«

Der Mund des Fremden stand noch offen, als die Cessna sich von der Rollbahn abgehoben hatte.

***

Zamorra nahm Kurs auf Südwest, auf die Kleinen Antillen zu.

Den ganzen Nachmittag über suchten er und Nicole Duval nach den Überlebenden. Immer wieder zog der Professor weite Kreise um eine der Inseln, wenn er eine Spur zu sehen glaubte.

Aber es waren immer nur Teile des gewöhnlichen Treibguts, die sie zu sehen bekamen.

Gegen Abend landeten sie auf Guadeloupe.

Die Nachricht vom Untergang der *Gran Caribe* war längst bis hier gedrungen. Aber Überlebende? Schiffbrüchige? Nein, man hatte nichts gesehen und nichts gehört.

Es gab keinen Hinweis für Zamorra und Nicole Duval. Sie mussten auf eigene Faust weitersuchen.

Sie nahmen sich zwei Hotelzimmer. Zum Glück erreichten sie Bill

Flemings Büro.
»Mister Fleming erwartet Ihren Anruf, Monsieur Zamorra«, hörte der Professor eine Frauenstimme aus weiter Feme. »Ich gebe Ihnen die Nummer seines Hotels.«
Bald darauf hatte Zamorra den Freund an der Strippe.
»He, du Weltensegler, wo steckst du?«
»Im Golf von Mexiko, mein Lieber. An deiner Stimme höre ich, dass du mich gern als Verstärkung hättest. Was ist es diesmal für ein lall?«
»Ein ganz verworrener, Bill. Hör zu.« In aller Kürze gab Zamorra die wichtigsten Details durch. Das Schiffsunglück. Seine eigenen Ahnungen. Die Möglichkeit von der Existenz eines Seeungeheuers.
»Klingt ziemlich verlockend und gleichzeitig gefährlich. Wie groß ist das Monstrum denn?«, fragte der Amerikaner.
»Kaum zu sagen, Bill. Es muss von ungeheurer Größe und Kraft sein. Aber was mir zur Zeit am meisten Sorgen bereitet, ist der Umstand, dass wir die Schiffbrüchigen nicht finden.«
»Die sind längst auf irgendeiner Insel, Zamorra. Ich fürchte, wir werden sie umsonst suchen.«
»Ich weiß nicht, Bill. Ich glaube nicht, dass mein Gefühl mich trügt. Und du weißt, welch guter Wegweiser mein Amulett ist. Ich bin einer ganz großen Sache auf der Spur. Auch wenn diese Spur noch ziemlich dünn und unsicher ist.«
»Was schlägst du vor?«
»Ich kann heute nicht mehr weitersuchen, da es bald dunkel wird. Aber morgen früh bin ich mit Nicole wieder in der Luft. Ich werde die See um die Kleinen Antillen absuchen, ganz systematisch. Und auf den Inseln werde ich versuchen, mehr zu erfahren. Willst du dich uns anschließen?«
»Natürlich. Macht ihr auf Guadeloupe weiterhin Station?«
»Ja, das wird das beste sein. Es sind immerhin mehr als zwölfhundert Kilometer Luftlinie von unserem ersten Hotel, auf Gran Bahama. Weiter weg will ich die Zwischenstation nicht legen.«
»In Ordnung, Zamorra. Ich werde in zwei Tagen bei euch sein. Ich nehme den Weg durch die Straße von Florida.«
»Lass dich nicht von Fidel Castro beschießen«, meinte Zamorra leichthin.
Bill Fleming lachte.
»Keine Bange. Ich werde ihm so fern bleiben, wie er mir gestohlen bleiben kann. Bis bald, mein Freund.«
»Bis bald, Bill.«
Der Professor legte den Hörer auf. Fragend stand Nicole Duval neben ihm.
»Er kommt«, sagte er nur.

***

»Heute Abend und morgen früh«, sagte Papas Magaya gerade zu den fünf Männern, die mit ihm auf dem Floß dahintrieben.

»Und was ist dann?«, fragte Henk Barber.

»Dann wird der große Durst beginnen, Henk. Wir haben kein Wasser mehr.«

»Scheißkram«, sagte Simba, der Neger. »Ich habe nicht nur Durst, sondern auch einen Bärenhunger.«

»Fang dir doch ‘ne Meeresjungfrau«, spöttelte Jean Delay. »Da hast du was zum Anbeißen und was zum Vernaschen.«

»Quatsch doch nicht«, sagte der Neger. Er grinste dabei. Er wusste, dass sie mit einem Rest von Humor besser überleben würden. Nur nichts übel nehmen jetzt. Nur nicht jedes Wort auf die Goldwaage legen.

»Oder fisch dir ‘ne Flunder aus’m Wasser«, schlug Barber vor. »Nur kann der Koch sie dir nicht braten. Du musst sie schon roh vertilgen.«

»Mache ich«, gab Simba zurück. »Wenn man Hunger hat, so richtigen heißen, unbändigen Hunger, kann man alles fressen. Gebt mir einen Löwen, und ich fresse ihn roh. Ehrenwort.«

»Ich schieße dir einen mit ‘ner Wasserpistole«, bot sich Moreno Garcera an. »Sag mal, warum du überhaupt Simba heißt. Das heißt doch Löwe, nicht wahr?«

Der Neger grinste und hockte sich auf den Boden des Floßes.

»Die Inder haben ihn so genannt. Inder, in meinem Dorf, auf Jamaika. Der Löwe kam eines Nachts, und ich hörte die Kinder schreien. Da bin ich hinaus aus meiner Hütte. Ich habe den Löwen gerufen. Und er kam. Er wollte in die Hütte der Inder. Da habe ich gesagt: halt, Löwe, da gehst du nicht ‘rein.«

»Versteht ein Löwe die Sprache von Jamaika?«, witzelte der junge Garcera weiter.

»Er hat sie ganz genau verstanden, du Grünschnabel«, sagte Simba mit breitem Grinsen.

»Und er ist stehen geblieben, als du ihn angesprochen hast?«

»Klar, Sonnyboy. Aber nicht lange.«

»Und was hat er gemacht?«, fragte Moreno Garcera. Die anderen saßen jetzt im Halbkreis um den Neger und hörten gespannt zu. Sie nutzten die wenigen Minuten, um nicht an ihr ungewisses Schicksal zu denken.

»Auf mich losgesprungen ist er. Mit einem mächtigen Satz.«

»Und du? Bist du zur Seite gesprungen?«, fragte Papas Magaya.

»Einen Dreck habe ich gemacht. Als Simba, der Löwe, kam, habe ich ihn empfangen. Mit beiden Fäusten. Er hat mir dreimal über den rechten Arm gewischt. Mit seiner Pranke, ratsch, da war ein Fetzen Fleisch ‘raus. Aber ich habe nicht locker gelassen.«

»Du hast ihn gepackt?«, wollte der junge Mulatte wissen.

Der stämmige Neger nickte.

»Ja, gepackt. Mit meinen zwei Fäusten. Ich habe zugedrückt. Ich habe zwei Schraubstöcke aus meinen Armen gemacht. Ich habe ihm die Kehle zugedrückt. Mein Arm tat weh, aber ich habe es erst hinterher gespürt. Ich habe nur zugedrückt. Immer fester. Dann habe ich losgelassen. Er fiel zu Boden. Die Luft war raus aus ihm. Wie aus einem alten zerfetzten Fahrradschlauch. So war das, Sonnyboy. So habe ich hingelangt. Und die Inder kamen, und sie haben gesagt, dass ich stark bin wie ein Löwe. Seit jenem Tag hatte ich meinen Namen weg. Simba haben sie mich genannt.«

»Simba, der Löwe«, sagte Papas Magaya.

Der Neger nickte stolz.

»Und warum Simba Simba?«, fragte der Mulatte aus Puerto-Rico.

»Weil in der Nacht darauf der andere kam«, sagte der Neger bescheiden. »Ich weiß nicht, ob es sein Bruder war oder sein Onkel. Ich habe ihn erwartet. Dann habe ich ihn fertiggemacht. Wie den ersten. Mit diesen Fäusten hier.«

»Und wie alt warst du damals?«, fragte Henk Barber.

»Da war ich siebzehn. Meinen richtigen Namen wusste ich nicht. Meine Eltern sind beide verbrannt, als ich sechs Jahre alt war. Keiner hat sich um mich gekümmert.«

»Verbrannt?«, fragte Henk Barber. »Wie ist das geschehen?«

»Die erste Hütte brannte. Meine Mutter war drin.«

Es klang nicht herzlos, wie der Neger das sagte. Keine Spur von Herzlosigkeit. Aber er sagte es kühl, nüchtern. Das alles war lange her. Da gab es nichts mehr zu ändern.

Die Mutter. Verbrannt, als die Hütte in Flammen aufging.

»Und dein Vater?«, wollte Jean Delay wissen.

»Auch verbrannt«, antwortete Simba.

»Auch mit der Hütte?«, fragte Delay weiter.

»Nein«, war die Antwort. »Mein Vater verbrannte am Rum. Als Mutter tot war, war er halb verrückt. Er hat sich am Rum besoffen. Er hat ein halbes Fass niedergemacht, in vier Tagen. Da ist er verbrannt. Total durchgedreht, könnt ihr euch vorstellen. Verbrannt am Rum, im Delitrium tremens, wie das heißt.«

»Delirium«, verbesserte Ben Benson.

»Ist scheißegal, Ben. Jedenfalls verbrannt.«

»So wie wir morgen, übermorgen«, warf Henk Barber ein. »Nicht am Rum, aber weil wir durchdrehen. Seht euch die Sonne an. Sie steht wie ein glühendes Rad. Sie wird uns auslaugen. Ich schlage vor, Simba Simba nimmt seine starken Fäuste und würgt dieses Seeungeheuer zu Tode. Diesen Ukupa Lupa.«

»Kann er nicht«, sagte Jean Delay. »Ein Löwe, das ist eine Kleinigkeit gegen das Urtier aus der Tiefe. Ein Löwe, das ist wie eine Maus,

verglichen mit Ukupa Lupa. Den schafft keiner.«

Da schwiegen sie alle. Sie wandten ihre Gesichter von der Sonne ab, legten sich apathisch auf das treibende Floß.

Das Wasser, das über die Bohlen schwappte, brachte ihnen kaum Linderung.

***

Schon früh am Morgen war Professor Zamorra mit Nicole in der Cessna unterwegs. Sie flogen ein Stück nördlich, dann wendete Zamorra und beschrieb wieder einen Kreis, wie bei dem ersten Suchmanöver.

In der direkten Nähe der Inseln brauchten sie nicht zu suchen. Hier würde ein einzelnes Floß sofort auffallen. Der Verkehr zwischen den einzelnen Inseln war stark genug, um eine entsprechende Wahrnehmung zu machen.

Er zog die Maschine weiter auf die offene See hinaus, ging immer tiefer. Zehn Uhr, dann elf Uhr, Mittag. Kein Boot, kein Floß kam in Sicht. »Ich verstehe es nicht«, sagte Zamorra zwei Stunden später. »Auch die Suchflieger der Marine sind noch unterwegs. Englische und französische Schiffe sind informiert. Viele hundert Augen suchen in jeder Minute die See nach Schiffbrüchigen ab. Entweder sind die Männer wirklich ertrunken, oder sie müssen eine Insel erreicht haben. Es ist unvorstellbar, dass sie weiter abgetrieben sein sollen.«

Nach einer weiteren Stunde musste Zamorra zurückfliegen, weil der Brennstoff zur Neige ging. Er landete auf Guadeloupe, ließ die Maschine versorgen und startete sofort wieder.

Ein Flug in südlicher Richtung brachte ebenfalls keine Spur.

Zamorra wollte nicht aufgeben. Er schätzte, dass auch bei günstiger Drift die Schiffbrüchigen nicht weiter als bis zur Insel Martinique gekommen sein konnten. Weiter südlich waren sie keinesfalls zu suchen.

Also noch einmal die nervenaufreibende Suche im mittleren Teil der Kleinen Antillen.

Nichts. Nicht einmal ein Stück Holz, das von einem untergegangenen Boot oder Floß Kunde hätte geben können.

»Nichts«, sagte der Professor enttäuscht, als sie auch gegen Abend keine Spur gefunden hatten.

»Und was nun?«, fragte Nicole Duval, deren Enttäuschung mit ihrer eigenen Spannung gewachsen war.

»Weitersuchen«, gab Zamorra zurück. »Gleich morgen früh.«

»Vielleicht hat man die Männer schon auf einem der Schiffe entdeckt und aufgenommen.«

»Dann werden wir es heute Abend noch wissen«, erwiderte Zamorra. »Entweder aus den Nachrichten, oder aus den Spätausgaben der

Zeitungen. Aber ich glaube nicht daran.«
»Warum nicht?«, fragte Nicole.
»Ich ahne einen Zusammenhang mit diesem Seeungeheuer. Ich kann es nicht erklären, aber ich bin der Meinung, dass dieses Unwesen etwas damit zu tun hat, dass wir keinen der Vermissten finden.«
Wie recht Zamorra damit hatte, sollte er erst Tage darauf erfahren.
Als er die Cessna nordwestlich von Guadeloupe wieder auf die Insel zulenkte, ahnte er nicht, dass erst vor wenigen Minuten das Floß der Männer darunter hergetrieben war.
Bis zu der Minute, als Ukupa Lupa wieder auftauchte.

***

Das Ungeheuer aus der Tiefe ließ sich viel Zeit. Es hatte das Floß mit seinen Opfern immer in Reichweite, immer in der Hand.
Manchmal schwamm es tief unter ihnen, manchmal hielt es sich in ihrem Rücken. Der mächtige Körper kroch wie eine Walze durchs Wasser, halb schwimmend, halb dahingetrieben von den natürlichen Bewegungen der See.
Plump und hässlich, hielt Ukupa sich stets unter der Oberfläche auf.
Nur manchmal, wenn er einige Meter höher kam, schien die See sich aufzubäumen unter seinem gewaltigen Körper.
Niemand wusste, ob das Ungeheuer durch Lungen oder mit Hilfe von Kiemen atmete. Niemand hatte es jemals ganz auftauchen sehen. Niemand konnte es vollkommen beschreiben.
Nur die Kraft dieser gigantischen Arme war bekannt. Die Furcht, die allein seine Krallen einflößten.
Das Untier trieb als riesiges Bündel aus Fleisch und Haut und Sehnen dahin. Seine Augen, blutleer und glasig, von der Größe eines mittleren Bullauges, durchstachen das Wasser mit bösartigen Blicken. Die Opfer waren nah. Ukupa hatte Zeit, viel Zeit.
Er wollte die Männer auf die Probe stellen.
Er würde ihnen zeigen, wo sie landen konnten. Auf einer Insel, die der Kapitän der gesunkenen *Gran Caribe* kannte. Auf der Insel, wo sich Henk Barber das geholt hatte, was sich einmal in seinem Seesack befand.
Ukupa wollte wissen, ob Barber oder die anderen die Insel betreten würden.
Sie sollten Wasser haben, sie sollten Vogeleier sammeln können. Aber wenn sie tauchten, um das alte Wrack zu finden, würde es um sie geschehen sein.
Dann wäre die Stunde da, um endgültig loszuschlagen.
Noch ließ er das Floß dahintreiben. Noch war die Richtung gut für seine Pläne.
Erst gegen Mittag griff er ein. Langsam kam er aus der Tiefe herauf,

ruderte ungelenk bis unter das Floß.

Die Männer hatten fast alle Hoffnung aufgegeben. In der ersten Morgenstunde vor Sonnenaufgang hatte Papas Magaya das letzte Wasser verteilt.

Schon nach zehn Uhr war die Sonnenhitze unerträglich. Ihre Strahlen brachen sich auf dem Wasser, reflektierten die gewaltige Hitze, brachten das Salz zum Verdampfen.

Und die Adern der Männer kochten, und das Blut wurde immer schwerer, die Augen brannten den Männern wie Feuer.

Die Atemnot wuchs von Minute zu Minute. Die letzte Flüssigkeit war aus ihren Körpern geronnen. Jetzt waren sie ausgedörrt wie zähes Fleisch. Sie konnten nicht einmal mehr schwitzen. Es gab nichts mehr in ihnen, das sich zu Schweiß auflösen konnte.

Trocken, ausgemergelt Zunge und Körper.

Die Hitze dörrte ihre Lippen aus. Die gischtenden Spritzer der Wellen schlugen ihnen das salzige Wasser über Gesicht und Körper. Die winzig kleinen Salzkristalle setzten sich in den Poren fest, verbrannten die Haut, wenn sie vom Sonnenbrand erhitzt wurden.

Mittag. Mittag auf einem Floß im Atlantik. Ohne einen Tropfen Trinkwasser. Mit Mägen, die sich vom tagelangen Hunger aufbäumten.

Stunden wie zäh dahinfließendes Pech. Zeit, lang wie geschmolzener, dick dahinfließender Gummi.

Die Hitze und das kochende Salz der See.

Der Hunger und der Durst, der mörderische Durst.

Sechs harte Männer, weich gemacht unter diesen höllischen Bedingungen. Träge dahingestreckt auf dem Floß. Mit Gedanken an Tod und ewige Martern. Mit Furcht vor dem Ertrinken wie vor dem Verdursten. Sie wussten nicht, was schlimmer war.

Sie fragten nichts mehr und sagten kaum ein Wort.

Und nirgends ein Motorengeräusch. Nirgends ein Flugzeug, das sich näherte und nach ihnen suchte.

Auf der ganzen Weite des Ozeans kein Rauchzeichen. Nicht ein einziges Schiff. Nicht eine kleine Nussschale von einem Motorboot oder Frachter, die sie finden könnten.

»Kein Schiff«, stöhnte Simba Simba, der sich schwach vorkam wie ein Kind ohne jegliche Hilfe.

Ben Benson wandte den Kopf, sah den Neger an. Aber er sagte nichts. Er hatte den ganzen Vormittag noch nichts gesagt.

Der Neger hob den Kopf, lauschte nach vom. War da nicht ein Geräusch gewesen? Es klang wie der Motor eines kleinen Sportflugzeugs.

»Hört ihr das?«, sagte er mühsam.

Nur der junge Mulatte hatte das Geräusch auch gehört.

»Ein Flugzeug«, sagte er.

»Siehst du es? Kannst du es sehen, Moreno?«, fragte Simba ein wenig hoffnungsvoll.

»Ich sehe nichts. Nicht einmal einen silbernen Punkt am Himmel.«

»Aber es ist ein Flugzeug in der Nähe.«

»Ja, nicht sehr weit«, sagte der Mulatte darauf.

»Er wird uns finden, Moreno.«

»Vielleicht sucht er uns gar nicht, Simba.«

Der Neger schwieg, sah zum Himmel. Nein, nichts zu sehen. Strahlender, blauer Himmel. Himmel, wie er im Sommer schön war, auf jeder Insel. Das Meer unter dem Sonnenlicht.

Und jetzt wollte jeder dieses Meer aus Wasser und Salz verfluchen.

»Verfluchte Sonne!«, stöhnte Simba. »Verfluchte Sonne und verdammtes Meer und diese dreimal verdammte Angst, der ganze verdammte Durst, der ganze verfluchte Hunger!«

»Verflucht sind nur wir, Simba«, sagte der Mulatte. »Verfluchte auf einem Floß. Einsam, ohne Rettung.«

Die Augen des Negers traten fast aus ihren Höhlen, als das Motorengeräusch nicht mehr zu hören war.

»Abgedreht«, sagte er. »Der blöde Kerl hat abgedreht. Und er war schon dicht über uns, ich weiß es.«

»Nicht aufgeben, Simba«, sagte Moreno Garcera.

Aber der Wahnsinn begann den Neger zu ergreifen. Der hünenhafte Neger schwankte auf den Mast zu, rutschte zu Boden, rappelte sich langsam auf.

Er starrte aufs Wasser, hob den Kopf, schrie gegen die Sonne an.

»Sonne, mörderische!«, schrie er. »Verschwinde, Sonnenaas! Weg mit dir! Ich will Wolken sehen! Wolken, hörst du nicht? Ich muss Regen haben, ich muss Wasser haben, hörst du? Wasser für meine Lippen, für meine Gurgel, für meinen Körper, der langsam zu braten beginnt! Regen, Regen, Regen, Regen, Regen!«, schrie er unaufhaltsam.

Dann ging er auf den Koch zu, rüttelte ihn an den Schultern.

»Wo ist dein Schlauch, Papas? Gib Wasser her!«, brüllte er ihn an.

»Tut mir leid, Simba«, sagte Papas Magaya, ohne den Kopf zu heben. »Da liegt der Schlauch. Es gibt kein Wasser mehr. Nicht einen Tropfen. Du weißt es.«

»Weiß es, weiß es, weiß es«, stammelte der Neger. Er riss den Wasserschlauch aus Leder hoch, steckte den Mund in die Öffnung, begann, an dem Schlauch zu saugen.

»Nichts!«, brüllte er dann los. »Nichts, kein Wasser.«

Er warf den Schlauch zu Boden, trampelte mit den Füßen darauf herum. Dann ließ er sich neben dem Koch zu Boden sinken.

»Kein Wasser, Papas«, stöhnte er.

»Ich hab’s dir gesagt«, kam die Antwort des Kochs.

»Wann geht das zu Ende, Papas? Wann haben wir Wasser?«

»Ich weiß es nicht«, sagte der Koch.
Da warf Simba seinen Kopf gegen die Bohlen, dass es krachte. Nur das Wasser, das über das Floß spülte, bremste den Aufprall ein wenig.
Immer wieder warf der Neger sich mit dem Kopf gegen die Bohlen.
»Ich werde wahnsinnig, Papas. Sag mir, dass ich wahnsinnig werde.«
»Nein, Simba«, sagte der Koch aus Trinidad. »Du wirst nicht wahnsinnig, starker Simba. Du kannst nicht wahnsinnig werden.«
Simba Simba setzte sich halb auf. Mit glasigen Augen starrte er auf Papas Magaya. Nahm den Blick nicht mehr von ihm. Sein Kopf war in den mächtigen Nacken eingezogen.
»Warum nicht, Papas?«, begann er mit lallender Stimme. »Warum nicht wahnsinnig? Warum kann ich nicht wahnsinnig werden, Papas Magaya?«
»Es ist unmöglich, Simba, du Löwe von einem Mann. Es geht nicht.«
»Geht nicht«, lallte Simba wieder. »Geht nicht. Warum?«, schrie er dann los. »Warum nicht? Geht nicht? Warum nicht wahnsinnig werden?«
»Weil du's schon bist, Simba«, sagte der Koch. »Du bist schon wahnsinnig, Simba, Löwe, du Riese du, du ausgequetschter, armer kleiner Haufen von einem Menschen. Du bist schon wahnsinnig, Simba.«
Der Neger gab einen Schrei von sich und ließ sich nach hinten fallen. Er fiel mit dem Genick auf den Rand des Floßes. Wieder wirkte das Wasser wie eine Bremse bei diesem Fall. Sonst hätte Simba sich das Genick brechen können.
Aber in ihm war mehr zerbrochen. Das letzte, was für diese Männer auf dem Floß nötig war. Simba Simba hatte keinen Lebenswillen mehr. Er hatte sich aufgegeben. Er glaubte an nichts mehr. Weder an das Leben noch an den Tod. Für ihn hatte alles aufgehört.
Er spürte nichts mehr. Er sah und hörte nichts mehr.
Auch die anderen waren bald in einen ohnmachtartigen Schlaf gesunken. Das Floß trieb dahin, und sie spürten es nicht mehr. So merkten sie auch nicht, dass es geschoben wurde. Aus der schwachen Strömung des Wassers heraus, auf die Inseln zu.
Auf die Insel, die ihnen zum Verhängnis werden sollte.

***

Ukupa hatte das Floß von unten her an einer der Schlaufen ergriffen, die die einzelnen Balken verbanden. Mit Leichtigkeit schob er das Floß vor sich her, trieb es halb seitlich gegen die Strömung voran.
Keiner der Männer nahm Notiz davon. Als sie nach einiger Zeit erwachten, blieben sie stumpfsinnig liegen, die Gesichter immer wieder der tückisch glühenden Sonne abgewandt.
Sie spürten nicht das geringste von der Gegenströmung, die das Floß

verursachte. Jeder war im Glauben, dass sie der normalen Strömung folgten.

Das ging zwei Stunden lang so.

Dann löste sich der Griff des Ungeheuers vom Floß. Ukupa Lupa tauchte tief weg, ruderte mit seinen Riesenarmen voran, teilte das Wasser vor sich und ließ sich streckenweise treiben.

Hier gab es eine kleine Seitenströmung, die direkt zur Insel führte.

Der Koloss fand die Stelle, wo er hausen und warten würde. Es war eine unterirdische Höhle, tief in den Felsen eingegraben im Lauf der Jahrtausende.

Hier legte er sich auf die Lauer. Er wusste, dass das Floß mit den Männern hier ankommen würde. Sie konnten nicht anders. Sie würden versuchen, Wasser und etwas Essbares zu finden. Es war unmöglich, dass sie die Insel nicht betreten würden.

Und vor allem für einen dieser Männer gab es einen Grund, nicht an dieser Insel vorbeizusegeln. Ukupa hatte ihn schon einmal beobachtet, als er und der Kapitän jenes fremden Frachters das Gold in ihren Seesäcken wegschleppten…

Ukupa, der Bewacher des Inkagolds, legte sich auf die Lauer. In zwei, in spätestens drei Stunden musste das Floß vor der Insel sein.

Ukupa wartete. Nach etwas über zwei Stunden sah er das kleine Segel am Mast des Floßes. Die Männer hielten auf die Insel zu…

***

Es war Henk Barber, der als erster aus dem Schlaf erwachte, der sich wie ein Schleier aus Ohnmacht über die Besatzung des Floßes gebreitet hatte. Eine Minute lang blieb er noch regungslos liegen. Dann wurde er stutzig.

Was war das für ein Lärm in der Nähe?

Nein, kein Motorengeräusch. Auch nicht das Tuckern eines Bootsmotors. Die Stimmen klangen heller und viel höher. Und ungleichmäßiger.

Da wusste er es.

Vögel! Es waren Vögel in der Nähe!

Jeder Seemann brachte Vögel sofort mit dem Begriff Land in Verbindung. Land in der Nähe! Gleichgültig, ob es sich um eine Insel oder das Festland handelte!

Henk Barber ließ keine Sekunde mehr verstreichen, als er sich im klaren war. Er weckte die Männer.

Schlaftrunken und immer noch geschwächt, rieben sie sich das Salzwasser von den Lidern.

»Was ist?«, fragte Jean Delay.

»Hör selbst«, antwortete der Amerikaner und zeigte in die Richtung, aus der die Vogelstimmen zu hören waren.

»Hörst du nichts?«, fragte er, als Delay keinen Laut von sich gab.
Angestrengt lauschte dieser nach vom.
Dann begriff er.
»Vögel!«, stieß er hervor. »Vogelstimmen! Laut und deutlich! Schrill und durcheinander, und ganz herrlich! Das bedeutet Land! Land! Land!«, rief er, und die anderen fielen bald ein.
Die Schwäche, die körperlichen Gebrechen waren vergessen.
Land voraus!
Die Männer wussten, was Barber vorhatte, als er das Notsegel von der Stange riss und fast achtlos zu Boden gleiten ließ. Moreno Garrera hob es auf, wickelte es zusammen und schützte es davor, dass es vom überflutenden Wasser fortgeschwemmt werden konnte.
Henk Barber löste die Halteriemen aus Stoff, mit denen der kleine Mast notdürftig befestigt war.
Dann war er schon am linken Rand des Floßes. Er packte den Mast, der nicht viel mehr als eine dicke Stange war, und begann heftig zu rudern.
»Hundert Stöße wird jeder machen«, kommandierte er. »Und immer zehn links, dann zehn auf der rechten Seite. So halten wir den Kurs.«
Die Männer nickten, als Henk Barber sich als erster ans Werk machte. Nach den ersten hundert Ruderstößen übergab er die Stange an Ben Benson.
»Los, du«, sagte er knapp.
Der Engländer machte seine Sache gut, er stand Barber in nichts nach. Zwar fehlte der Stange das Ruderblatt. Aber die Männer ersetzten es durch ihre Verbissenheit, mit der sie schufteten.
Dann war der Koch an der Reihe. Hundert Ruderstöße rechts und links verteilt. Die Bewegung brachte den letzten Schweiß aus seinem Körper.
Er übergab an Simba, den Neger.
Es folgte Jean Delay. Hundertmal ein kräftiger Ruderstoß. Hundertmal ein kleines Stück voran. Ein Stück auf die rettende Insel zu.
Moreno Garcera war der letzte in der ersten Ruderrunde.
Er hatte das behelfsmäßige Ruder noch nicht übernommen, als Henk Barber aufschrie.
»Das ist sie!«, schrie er wie wild, klatschte sich auf die Schenkel.
Dann riss er dem jungen Mulatten das Ruder aus der Hand.
»Du bist später dran, mein Junge. Gib her, ich werde weitermachen. Da vom liegt meine Insel, Boys. Meine Insel!«
»Soll das heißen…?«, fragte Delay und hielt inne, als er Barbers seltsam leuchtende Augen sah. Augen, merkwürdig glänzend, froh und gierig zugleich. Jean Delay wusste Bescheid.
»Dort liegt das Gold, Henk?«, fragte er lauernd.

»Gold für uns alle!«, rief der ehemalige Funker zurück.

»Dann sollten wir die Insel meiden«, sagte der Mechaniker aus Martinique.

»Du spinnst wohl, Jean!«, schnauzte Barber ihn an. »Du glaubst doch nicht, dass wir wegen des Goldes zur Insel fahren? Wir brauchen Wasser, Delay. Wasser!«

»Gibt es denn Regenwasser auf der Insel?«, fragte Delay lauernd.

»Nicht sehr viel. Aber es sammelt sich an einigen Stellen, bevor es in der Sonne verdunstet.«

»Ist die Insel bewohnt?«, fragte Papas Magaya.

»Nein, kein Mensch dort.«

»Tiere?«, fragte Papas weiter.

»Nur ein paar Vögel. Und Schildkröten. Es wird reichen, um uns durchzufüttern.«

»Wir können kein Feuer machen«, stellte der Koch fest.

»Wir fangen Vögel, suchen Eier, schnappen uns ein paar Schildkröten. Wir fressen alles roh. Wer nicht will, lässt seine Schildkrötensuppe von der Sonne kochen.«

Es war der Neger, der diesen Vorschlag machte, und er fand den Beifall der anderen. Nur Wasser her! Wasser! Gleichgültig, ob man etwas zu essen finden würde. Der Hunger war zu überstehen. Aber Wasser musste her.

»Wir bauen ein neues Floß«, sagte Henk Barber. »Ein größeres.«

»Womit?«, war die allgemeine Frage.

»Ich weiß, wo wir Werkzeug finden«, gab Barber zur Antwort.

»Gleich neben dem Gold«, sagte Jean Delay verächtlich.

»Sehr richtig, du Schlaumeier«, brummte Henk Barber. »Gleich neben dem Gold. Wenn wir einmal hier sind, werden wir uns auch bedienen.«

»Ich verzichte«, sagte Jean Delay.

»Dann bleibt für die anderen mehr«, gab Barber trocken zurück und hieb mit der Ruderstange ins Wasser.

Nach wenigen Minuten übergab er an den jungen Mulatten.

»Zeig, was du kannst, Moreno. Wir folgen den Vogelrufen. Wir kaufen uns die Insel.«

Der Mulatte legte sich ins Zeug. Tatsächlich kamen sie jetzt schneller voran als mit der schwachen Strömung allein. Aber der körperliche Einsatz war zu groß, gemessen an der kleinen Geschwindigkeit, die das Floß aufnahm.

»Warum noch ein Floß?«, fragte Papas Magaya. »Wir können auf der Insel warten, bis uns jemand findet.«

»Dann warten wir bis zum Jüngsten Gericht«, grinste Henk Barber. »Niemand wird uns dort suchen. Und da wir kein Feuer haben, können wir keine Rauchzeichen setzen. Nein, Papas. Wir werden etwas finden,

um zu überleben. Aber leben können wir dort nicht. Du wirst sehen, dass es ein schlimmeres Kaff ist als im tiefsten wilden Westen. Nur ein paar Korallenbänke. Kaum ein Strauch oder ein Baum. Das Holz, das wir finden, wird für ein neues Floß drauf gehen.«

»Und Ukupa?«, fragte Delay dazwischen.

Er fragte es leise, aber es klang wie ein schmetternder Trompetenton. Für Minuten hatten sie das drohende Ungeheuer vergessen.

»Wir werden dieses Biest erledigen«, meinte Barber siegessicher.

»Wir werden Äxte haben, Messer und Bootshaken. Ein größeres, sicheres Floß. Er schafft uns nicht, dieser Ukupa.«

»Du kennst ihn nicht, Henk«, war Delays Antwort. »Du kennst ihn nicht. Aber du wirst ihn kennen lernen.«

Jean Delay sollte recht behalten.

***

Sie erreichten die Insel mit ihrem Floß fast an der gleichen Stelle, wo Henk Barber mit seinem Kapitän angelegt hatte.

»Ein gutes Zeichen«, sagte er, und alle Schwäche war von ihm genommen. »Zieht das Floß ans Ufer. Hier ist es sicher. Vielleicht können wir einen Teil davon gebrauchen.«

»Und was dann?«, fragte Papas Magaya. »Noch ist es hell, Henk. Wir können versuchen, etwas Essbares zu finden. Wer eine Wasserstelle findet, ruft die anderen herbei. Trinken ist das Wichtigste für uns.«

Henk Barber nickte.

»Nimm Moreno und Simba mit. Du kennst dich aus in der Kochkunst. Du wirst wissen, welche Eier und welche Vögel wir essen können. Ich suche mit den anderen nach Wasser.«

»In einer Stunde wird es dunkel«, erwiderte der Koch. »Bis dahin sollte jeder etwas gefunden haben. Ich schlage vor, dass wir uns hier wieder treffen.«

In zwei Trupps gingen sie los. Sie blieben immer in Rufweite.

Benson stieß als erster auf ein Wasserloch. Es war eine kleine Einbuchtung im Felsengestein, wo sich das herablaufende Regenwasser gesammelt hatte.

»Hierher!«, rief Barber, als er sich überzeugt hatte, dass sie trinkbares Wasser gefunden hatten.

Einer nach dem anderen legte sich an der kleinen Wasserstelle flach auf den Boden. Die Männer tauchten das halbe Gesicht ein, als sie gierig tranken.

Barber achtete darauf, dass keiner zu lange in den Genuss von Wasser kam. Für jeden sollte die gleiche Menge zu haben sein.

»Es reicht aus, auch wenn wir einen Tag lang nichts mehr finden«, stellte Jean Delay fest, als sie sich fürs erste satt getrunken hatten. »Leute, was habe ich auf diese Köstlichkeit gewartet. So was Schönes

habe ich mein Lebtag nicht umsonst bekommen. Nicht mal zu meinem Geburtstag.«

»Gehen wir weiter«, schlug Magaya vor. »Wir halten uns immer an den niedrigen Klippen. Hier muss es Vogelnester geben. Ich sage euch, welche Eier genießbar sind.«

Tatsächlich fanden sie ein paar Nester, aber darüber hinaus gar nichts. Sie sammelten zahlreiche essbare Eier auf. Die wurden unterwegs mit dem spitzen Ende auf die Kante der Steine geschlagen. Dann setzten die Männer die Eier an den Mund, schlugen mit kleinen Steinen Löcher in die anderen Enden. Auch jetzt schluckten sie gierig, als das dickflüssige Innere der Eier in ihre Kehlen floss.

»Mahlzeit!«, sagte Benson genießerisch, der plötzlich seine Sprache wiederfand. »Nun brauchen wir nur noch ein kräftigendes Schläfchen.«

»Du bist ja nicht wiederzuerkennen mit deinem Wortschwall«, ulkte Simba Simba.

»Ich bin in fünf Minuten ein neuer Mensch geworden«, musste der Engländer zugeben. »Ab heute werde ich täglich zwanzig Worte von mir geben, wenn es uns weiterhin so gut geht.«

Barber grinste ihn an. Er war froh, die Männer wieder bei Kräften zu sehen.

»Gehen wir zurück zum Floß. Wir hauen uns aufs Ohr. Eine Wache brauchen wir nicht aufzustellen. Hier wird uns keiner überraschen.«

Er ging den anderen voran. Nach wenigen Minuten erreichten sie ihre Landestelle.

Ohne ein weiteres Wort legten sie sich auf den steinigen Boden. Es gab fast keinen Sand auf dieser Insel. Den Männern machte es nichts aus. Nach den Strapazen auf dem winzigen Floß kamen sie sich vor wie in einem Federbett.

Der Schlaf ließ sie alles vergessen.

Ihre Erschöpfung war so vollkommen, dass sie nicht merkten, was sich in der Nacht dicht vor ihnen tat.

***

Die Dunkelheit war vollkommen. Die nächsten Inseln lagen zu weit weg, um auch den kleinsten Lichtschein bis hierher zu senden.

Als es auf Mitternacht zuging, kam es wie eine mächtige Welle auf den schmalen Küstenstreifen der Insel zu. Eine Welle, die sich nicht hob und senkte. Sie war ein stark gekrümmter Buckel, und sie ragte fast zehn Meter über das Wasser.

In langsamem Tempo kam sie näher. Ein Beobachter hätte sofort gemerkt, dass es kein Wellenberg sein konnte. Das Meer war fast ruhig. Nur zum Strand hin liefen kleinere Brecher an den Korallenriffen und Felsenstreifen auf. Sonst war die See fast glatt.

Der wandelnde Berg aber kam näher und näher.
Er schob sich heran als urwelthaftes Ungetüm. Halb schwimmend, halb gehend kam er ins seichtere Wasser vor der Insel. Dort machte er Halt. Dann wogte es wieder heran, immer dichter auf das kleine Eiland zu. Als es näher kam, sah es aus wie ein wandelnder Berg.
Der mächtige Buckel des Wesens hob sich jetzt scharf aus dem Wasser ab. Es hatte einen Kopf, der größer war als ein ausgewachsener Büffel.
Die Augen, so groß sie waren, hätte keiner erkennen können. Sie waren matt und glanzlos, fast durchsichtig.
Der Koloss kam heran, sah immer nur nach vom.
Er wusste, wo die Männer mit ihrem Floß waren.
Jetzt tauchte sein massiger Leib immer mehr aus dem Wasser, hob sich zu einer sagenhaften Größe. Es war, als ob ein Felsen aus dem Wasser aufstünde.
Klatschend fiel das Wasser von ihm ab, rauschte wie ein kleiner Platzregen von der wuchtigen Gestalt ins Meer zurück.
Und dann war es, als teilte sich der Koloss.
Etwas Langes, Schwarzes schien sich von ihm zu lösen. Aber es haftete an seinem Körper. Kam nur immer weiter nach vom, schob sich auf den steinigen Strand zu. Tastete die Linie ab, wo das Wasser zu Ende war. Kroch wie ein Baumstamm dick den Felsen hinan, bis dahin, wo die Männer lagen.
Der dunkle Schatten, der wie ein Baumstamm aussah, war nichts weiter als der gewaltige Arm des Ungeheuers.
Er schob sich heran wie ein Kran, griff einmal kurz zu, rollte zurück bis zum Wasser. Dort tauchte er unter. Sekundenlang.
Dann kam er wieder hoch, schob sich erneut heran. Noch schliefen die Männer.
Dann aber fasste die Kralle des Ungeheuers das Floß. Zog es bis zum Wasser hinunter. Die Balken verursachten ein heftiges Schleifund Kratzgeräusch auf dem Felsengestein.
Davon wurde Moreno Garcera wach, der junge Mulatte.
Er rieb sich den Schlaf aus den Augen, starrte in die Dunkelheit vor sich. Da sah er den Koloss, der wie ein Berg aus dem Wasser ragte.
Der Mulatte schrie aus Leibeskräften. Sofort waren die übrigen Männer wach.
»Was ist?«, rief Ben Benson verschlafen.
»Er holt unser Floß!«, schrie Moreno hinüber. »Ich habe es gehört, wie es über die Steine schleift. Dort steht er!«
Sie sahen zum Wasser. Sahen den mächtigen Schatten, der sich gegen das Halbdunkel des Himmels abhob.
Keiner schrie mehr. Keiner sagte ein Wort.
Sie hörten die letzten kratzenden Geräusche. Dann klatschte das Floß

aufs Wasser, wurde von dem Ungeheuer fortgezogen.
Der Koloss entfernte sich.
Er hatte sich das Floß der sechs Männer geholt.
Und einen von ihnen.
»Es ist nicht schade um das Floß, Henk«, flüsterte Delay, als er das Ungeheuer aus der Tiefe in sicherer Entfernung wähnte. »Du hast selbst gesagt, dass wir uns ein neues bauen werden. Ein größeres und viel besseres. Warum sagst du nichts, Henk?«
Von Barber kam keine Antwort. Der Aufschrei des jungen Mulatten war Antwort genug für Delay.
»Er hat ihn geholt!«, schrie Moreno. »Das verdammte Vieh hat sich Henk Barber geholt!«
Im Nu waren alle auf den Beinen. An Schlaf war nicht mehr zu denken. Sie suchten den Strand ab, tasteten sich mühsam voran.
Henk Barber blieb verschwunden.
Erst in der Morgendämmerung sahen sie seine Leiche.
Die Strömung hatte sie bis zur Insel getragen.
»Das Vieh bringe ich um!«, schrie Simba Simba auf, als er sah, wie Henk Barber zugerichtet war.
Die Männer rissen sich die Hände blutig, als sie für Barber ein steinernes Grab herrichteten.
Gesprochen wurde kein Wort dabei.
»Wer sagt denn ein Wort, verdammt noch mal?«, rief Jean Delay aus. »Henk hat doch zu uns gehört! Weiß denn keiner ein letztes Wort für ihn? Es gibt doch da so was, mit ewiger Ruhe und so. Also redet schon, wenn ihr was wisst!«
Der junge Mulatte war es, der an den kleinen Steinhaufen herantrat.
»Schlaf in Frieden«, sagte er und machte ein zitteriges Kreuzzeichen.
»Und jetzt zu dem Wrack«, sagte Simba. »Ich war nicht auf das Gold aus. Aber jetzt weiß ich, wer dieser Ukupa ist. Er behütet nicht nur Schätze. Er bringt kaltblütig um. Wir werden uns alles holen, was in dem Wrack zu finden ist. Bis auf das letzte Stück.«
»Ich mache nicht mit«, sagte Jean Delay. »Ich vergreife mich nicht an dem Gold.«
»Wenn Henk es gefunden hat, gehört es ihm. Jetzt ist er tot, Jean. Und wir sind seine Erben, sozusagen.«
»Ich rühre das Erbe der Inkas nicht an«, gab Jean Delay zurück. »Ihr werdet tun, was ihr wollt. Aber ich beteilige mich nicht daran.«
»Ich auch nicht«, ließ der Mulatte sich vernehmen.
»Was?«, machte Magaya, und es klang sehr verächtlich. »Das ist die Chance deines Lebens, mein Junge. Das gibt etliche tausend Dollar fur jeden von uns.«
»Nehmt meinen Anteil«, sagte Moreno Garcera. »Ich will nichts davon haben.«

»Quatsch!«, wies ihn Simba zurecht. »Jeder macht mit, und jeder bekommt seinen Anteil.«

»Moreno und ich verzichten«, sagte Jean Delay. »Wir zwingen euch nicht, davon abzulassen. Und ihr könnt uns nicht zwingen, teilzunehmen. Also, fangt an. Ich mache mich mit dem Jungen auf die Suche nach geeignetem Holz. Schließlich brauchen wir auch ein neues Floß.«

Er gab dem Mulatten einen Wink und ging neben ihm her aufs Innere der kleinen Insel zu.

Als sie ein kleines Plateau mit dichterem Baumbestand erreichten, hörten sie von ferne Motorengeräusche.

»Eine Cessna«, sagte Garcera. »Ein Sportflugzeug. Ob der uns sucht?«

»Möglich«, brummte Delay. »Er muss aber sehr gute Augen haben, wenn er uns finden will.«

***

Seit mehr als einer Stunde suchten Zamorra und Nicole Duval das Meer nach den Überlebenden der *Gran Caribe* ab. Immer wieder kreisten sie über unbekannten Inseln, flogen Küstenstreifen ab, dann wieder hinaus über die offene See.

»Wenn wir das Floß haben, werden wir auch dem Ungeheuer nahe sein«, sagte der Professor gerade.

»Meinst du, dass die Männer auf einem Floß sind?«, fragte Nicole und ließ den Blick nicht von der Wasseroberfläche.

»Ich bin längst überzeugt davon«, antwortete Zamorra. »Hätten sie ein Boot, so müssten sie längst an irgendeiner Insel angekommen sein. Mit einem Boot wären sie wendiger. Ich bin also der Meinung, dass sie sich ein notdürftiges Floß gebaut haben.«

Es war im gleichen Augenblick, als Nicole das schwimmende Viereck vor sich sah.

»Da, Zamorra! Ein Stück voraus! Es sieht aus wie ein Floß.«

Zamorra sah gespannt nach vom.

»Du kannst recht haben«, stellte er fest.

Sofort gab er Gas; brachte die Cessna in die angegebene Richtung. In weniger als einer Minute waren sie über dem schwimmenden Gestell aus Bohlen und Brettern.

»Du hast richtig gesehen«, sagte Zamorra. »Aber ich fürchte, wir haben es zu spät gefunden.«

Nicole nickte stumm.

»Ertrunken«, sagte sie dann.

»Entweder sind sie ertrunken, oder sie sind ganz in der Nähe«, meinte der Professor.

»Du hast noch Hoffnung?«, fragte die junge Französin.

»Es ist immerhin möglich, dass sie irgendwo an Land gegangen sind.

Die Strömung kann das Floß fortgetrieben haben.«
»Aber das ist nicht wahrscheinlich, Zamorra«, hielt Nicole ihm entgegen. »Die Leute werden nicht so unvorsichtig sein, das Floß nicht an Land zu ziehen und abzusichern, sobald sie eine Insel gefunden haben.«
Zamorra schwieg und dachte nach.
»Es gibt eine dritte Möglichkeit«, meinte er dann.
Fragend sah Nicole zu ihm hinüber.
»Ein Schiff«, erklärte er. »Es kann doch möglich sein, dass die Leute von einem Schiff aus entdeckt worden sind. Man hat sie an Bord genommen, und natürlich haben sie das Floß einfach abtreiben lassen.«
»Dann müssten wir uns Klarheit verschaffen«, schlug Nicole vor.
Zamorra nickte.
»Ich werde es über Sprechfunk versuchen.«
Zamorra rief die Bodenstation von Guadeloupe.
Nein, keine positive Antwort.
Niemand wusste davon, dass Schiffbrüchige von irgendeinem Schiff aufgenommen worden waren.
»Dann bleiben also nur die ersten Möglichkeiten«, meinte Nicole darauf. Es klang ein wenig resigniert.
»Oder die vierte«, sagte Zamorra plötzlich.
Nicole verstand nicht.
Aber sie begriff es bald, als Zamorra die Maschine stark nach unten gleiten ließ. Die Motoren heulten auf, als die Cessna in einer Art Sturzflug sich dem Wasser näherte.
Der Professor fing die Maschine erst fünfzig Meter über dem Wasser ab.
»Sieh dir das an, Nicole«, sagte er.
Die Französin sah gebannt nach unten.
»Das gibt es doch nicht«, sagte sie tonlos, als sie erkannte, was Zamorra meinte.
»Du siehst ja, dass es das gibt«, war sein Kommentar.
»Die See ist doch fast ruhig, Zamorra.«
»Ja, Nicole, das stimmt.«
»Und es gibt doch nur eine leichte Strömung von Norden her. Also in südlicher Richtung.«
»Auch das ist richtig.«
»Und wenn meine hellwachen Augen mir keinen Streich spielen«, fuhr Nicole Duval fort, »dann schwimmt das Floß nach Norden. Ganz langsam, aber deutlich zu sehen. Es treibt gegen den Strom.«
»Richtig, Nicole. Und was bedeutet das?«
»Ich mag es gar nicht denken, Zamorra.«
»Sag, was du denkst.«

»Es wird gezogen, oder geschoben«, sagte sie und wollte ihren eigenen Worten nicht trauen. »Ich kann es nicht fassen, Zamorra.«

»Wir müssen uns damit abfinden, Nicole. Es ist so. Da unten ist das Ungeheuer, das man Ukupa Lupa nennt.«

»Aber es ist nicht zu sehen.«

»Wir versuchen es. Ich gehe noch tiefer.«

Zamorra konnte es bei der ruhigen See wagen, bis fast auf zehn Meter hinunterzusetzen. Die Motoren hielten durch. Das Flugzeug glitt sicher dahin.

Einmal, zweimal wendete Zamorra, ließ die Maschine direkt über das einsam dahintreibende Floß gleiten.

»Kein Zweifel«, sagte er. »Entweder hat das Ungeheuer die Männer in die Tiefe gezogen. Oder sie haben eine Insel erreicht, und Ukupa hat sich ihr Floß geholt.«

Nicole nickte ihm zu. Und dann sahen sie die heftige Bewegung hinter dem Floß.

»Ukupa Lupa«, flüsterte Nicole.

Zamorra sagte nichts darauf. Seine ganze Konzentration galt neben dem Fliegen jetzt dem Floß. Und dem, was sich dahinter und darunter abspielte.

***

Der gewaltige Körper des Ungeheuers wühlte die See auf, als er sich hinter dem Floß unter Wasser dahinwälzte.

»Er ist unfassbar groß«, sagte Nicole und hielt unwillkürlich die Hände vors Gesicht. »Ich kann mir nicht vorstellen, wie er aussieht.«

»Vielleicht ist es besser, wenn du ihn nicht zu Gesicht bekommst«, gab Zamorra zurück. »Ich habe eine Ahnung, dass es so ziemlich das scheußlichste Stück von Lebewesen ist, dem wir jemals begegnet sind. Sieh hinunter, Nicole. Du brauchst keine Furcht zu haben. Hier oben kann er uns nichts antun. Wir sind vollkommen sicher.«

Nicole sah hinunter. Angewidert konnte sie beobachten, wie zwei der mächtigen Arme, dick wie Baumstämme, aus dem Wasser ragten, das Floß in kurzen und heftigen Schüben gegen die Strömung trieben.

»Es ist entsetzlich!«, sagte Nicole. »Sieh dir diese durchsichtigen Sehnen an! Was muss dieses Biest für Kräfte haben!«

Zamorra beobachtete weiterhin, wie das Ungeheuer seine blanke Wut an dem leblosen Floß ausließ.

Immer wieder fuhren die mächtigen Arme aus dem Wasser. Dann fuhren die Krallen der Bestie in das nasse Holz. Die Bohlen zerbarsten unter den Klauen des Ungeheuers. Immer kleiner wurde das Floß unter den grimmigen Schlägen dieser Klauen.

»Ich möchte ihm nicht in die Hände geraten«, musste Zamorra zugeben. »Und ich weiß jetzt schon, dass wir diesem Ungeheuer nicht

mit normalen Mitteln beikommen. Es ist unmöglich, sich ihm im Wasser zum Kampf zu stellen. Es würde jeden zerreißen oder zermalmen, der in seine Nähe kommt. Sieh dir diesen gewaltigen Körper an. Die See bewegt sich auf etwa zehn mal zwanzig Meter unter uns. So groß ist dieses ungeheuere Vieh.«

»Es sieht schauderhaft aus«, sagte Nicole. »Selbst, wenn man es nur teilweise sehen kann.«

»Wir können ihm so nicht beikommen«, sagte Zamorra. »Aber wir kennen jetzt die Stelle, wo er sich aufhält. Eines ist sicher. Das Biest ist gewaltig und klobig. Es scheint unbesiegbar. Aber wir werden uns etwas einfallen lassen, um es zu überwinden. Dieser Ukupa Lupa soll uns nicht entkommen.«

»Und wie willst du das anstellen?«, fragte Nicole besorgt. »Du kannst dich ihm im Wasser nicht nähern, wie du selber sagst. Es ist unmöglich, an ihn heranzukommen.«

»Nicht ganz unmöglich«, antwortete der Professor. »Ukupa ist nicht sehr wendig, und vor allem ist er durch seine Plumpheit nicht schnell. Wir brauchen nicht im Wasser zu sein, wenn wir es mit ihm aufnehmen werden.«

»Willst du ihn vom Flugzeug aus angreifen?«, wollte Nicole wissen. »Er kann wegtauchen, dann ist er unerreichbar für uns.«

»Nicht vom Flugzeug aus«, erwiderte Zamorra. »Natürlich könnte man ihm mit Wasserbomben zu Leibe rücken. Er weiß sich in Sicherheit zu bringen. Ich nehme an, dass er bis zum Meeresgrund wegtauchen kann.«

»Also nicht aus der Luft?«, fragte die junge Frau.

»Nein, Nicole. Nicht aus der Luft. Es ist zu unsicher.«

»Und im Wasser ist es auch unmöglich, wie du sagst.«

»Genau. Aber da bleibt eine dritte Möglichkeit.«

»Auf dem Wasser«, sagte Nicole.

»Richtig. Auf dem Wasser. Von einem Boot aus. Und zwar von jenem Boot aus, das dort hinten gerade aufkreuzt. Ich nehme an, das ist unser guter und zuverlässiger Freund aus Amerika.«

***

Zamorra prüfte den Treibstoffvorrat. »Fliegen wir ihm entgegen«, sagte er knapp.

Er zog die Maschine höher, flog etwa hundert Meter über dem Wasser dem Boot entgegen.

Er hatte sich nicht getäuscht.

Schon nach wenigen Minuten konnte er Bill Fleming durchs Fernglas erkennen. Der Amerikaner stand am Steuer seiner Motoryacht. Er hielt genau auf die Cessna zu. Denn auch er hatte sofort richtig vermutet, dass Zamorra in der Maschine saß.

Schon war die Cessna über der Yacht, hatte sie einmal überflogen. Zamorra wendete und ging wieder tiefer, so weit es die Sicherheit zuließ.

Fleming winkte herauf, machte eine Armbewegung nach vom. Zamorra wusste, was das Zeichen bedeuten sollte. Bill Fleming deutete den Kurs an.

Zamorra sah in Richtung auf die Insel Guadeloupe.

Er gab der Cessna eine winzige Wendung und brachte sie auf den richtigen Kurs. Bill Fleming verstand und stellte die Route seiner Yacht auf den Kurs der Cessna ein.

Dann flog Zamorra voraus.

Die Cessna stand noch keine halbe Stunde neben dem Rollfeld des kleinen Sportflugplatzes, als Fleming in den danebenliegenden Yachthafen einlief.

Zamorra und Nicole gingen dem Freund entgegen.

Bill zurrte das schnittige Boot an einem Landesteg fest und sprang an Land.

»Zur Stelle«, sagte er. »Hallo, Nicole. Hübsch wie immer, und noch ein bisschen hübscher. Hallo, Zamorra. Welches Viehzeug jagst du diesmal?«

»Du wirst es dir bald ansehen können«, erwiderte der Professor.

»Hast du es eben beobachtet?«, war Bill Flemings Frage.

»Ja, mein Freund. Und wenn du nichts dagegen hast, wollen wir gleich noch mal hinaus auf See. Hast du genügend Sprit im Tank?«

»Genug für vier bis fünf Stunden«, sagte der Amerikaner.

»Und möchtest du eine Verschnaufpause einlegen?«

Fleming schüttelte den Kopf und grinste dabei.

»Mich hat Zamorra gerufen, alter Junge. Bei dem ist ständig Einsatz, falls du es noch nicht weißt. Da gibt es keine Pausen. Von mir aus können wir starten.«

Zamorra nickte und nahm Nicoles Arm.

»Komm«, sagte er. »Jetzt hast du zwei, die auf dich Acht geben. Oder möchtest du lieber auf der Insel bleiben?«

Nicole schüttelte ihre blonde Mähne und ging den Männern voran, ohne zu antworten. Mit einem eleganten Sprung war sie auf dem Boot.

Eine Minute später glitt die Yacht schon wieder aus dem Hafen.

Zamorra gab Bill Fleming zwischendurch kurze Anweisungen für die Route.

Dann sahen sie zum zweitenmal, wie der mächtige Ukupa Lupa sich durch die See wälzte.

»Da vom«, sagte Zamorra. »Halte direkt darauf zu. Aber komme ihm nicht zu nahe. Wir müssen damit rechnen, dass deine Yacht für ihn wie ein Spielzeugschiffchen ist.«

»Lass mich nur machen«, sagte Bill Fleming darauf. »Wir bleiben

zunächst einmal in gehöriger Entfernung.«

»Sieh doch, Bill!«, rief Nicole aufgeregt dazwischen. »Er hat uns bemerkt, und jetzt taucht er weg!«

Tatsächlich entstand etwa hundert Meter vor der Yacht eine mächtige Bewegung.

Gischtend spritzte das Wasser hoch, als der Koloss aus der Tiefe die Oberfläche verließ und sich unsichtbar machte.

Ein gewaltiger Strudel entstand, als er völlig wegtauchte. Es war, als hätte eine unsichtbare Kraft ein riesiges Loch in die Wasseroberfläche geschnitten.

Ukupa Lupa war verschwunden.

Über ihm schlugen die Wellen des Atlantik zusammen. Dann lag das Meer ruhig wie zuvor, als sei nichts geschehen.

»Er beobachtet uns«, meinte Nicole.

Bill Fleming nickte. Auch er hatte das Gefühl, dass Ukupa Lupa ihnen noch eine Extravorstellung geben würde.

Sie brauchten nicht lange darauf zu warten.

***

Er kam von unten her, steil von unten, und sie merkten ihn nicht.

Der Motor der Yacht surrte im Leerlauf. Leicht kräuselnde Wellen hoben das Boot sacht an und ließen es fast auf der Stelle treiben. Fleming wusste, dass er den Motor nicht abstellen durfte. Er musste jederzeit Gas geben und starten können.

Der Angriff Ukupas kam völlig unerwartet.

Plötzlich wurde die Yacht von Riesenkräften hochgehoben, klatschte schräg aufs Wasser zurück.

Bill Fleming wartete nicht. Er brachte die Maschine auf volle Fahrt voraus.

»Noch mehr Gas!«, rief Zamorra ihm zu.

»Es geht nicht! Ich habe volle Pulle gegeben, und das Boot bewegt sich nicht!«

Der Motor drehte fast durch, lief auf Höchsttouren, aber die Yacht kam keinen Meter voran!

»Er hält das Boot fest!«, schrie Bill Fleming. »Er ist stärker als der schwere Motor! Das Ding zieht einfach nicht an!«

»Du musst versuchen, mit schnellen Drehbewegungen wegzukommen!«, schlug Zamorra vor. »Er kann niemals so schnell sein wie das Boot! Reiß das Steuer herum!«

Mit aller Kraft schlug Fleming das Steuer ein. Der Motor heulte auf, drückte die Yacht einmal halb um die eigene Achse.

»Er lässt nicht locker, aber er kann sich nicht so schnell drehen!«, rief Bill Fleming. »Festhalten, Nicole! Halt dich fest, Zamorra! Ich werde die Yacht ein paar Mal drehen!«

Nicole Duval war mit einem Satz in der Kajüte, hielt sich an dem Tisch fest, der unbeweglich, mit vier großen Schrauben im Boden versenkt, in der Mitte stand.

Zamorra stand Backbord und hielt sich am Schutzdach neben dem Steuer fest.

Da fauchte die Yacht herum, drehte sich ein paar Mal im Kreise. Aber noch immer nahm sie keine Fahrt auf.

»Er gibt nicht auf!«, rief Bill Fleming. »Aber er soll weder uns noch die Yacht haben! Aufgepasst, Zamorra! Ich steure jetzt gegen!«

Ganz plötzlich riss der Amerikaner das Fahrzeug aus piner Linksbewegung heftig nach rechts. Das Boot wirbelte herum, drehte sich in der Gegenrichtung.

Aber Ukupa Lupa schien mit dem Heck verwachsen zu sein. Er gab nicht nach. Er schien sogar die Kraft zu haben, die Schiffsschraube selbst bei voller Fahrt zu bremsen.

»Das gibt es doch nicht!«, rief Zamorra. »Die Schraube muss doch wie eine Säge wirken! Sie muss ihm den Arm abtrennen!«

»Den Burschen dürfen wir nicht unterschätzen«, warnte Bill Fleming. »Wenn ich nur erst ein wenig Bewegungsfreiheit hätte! Das Boot ist schnell. Der Kerl kann ihm niemals folgen! Ich versuche es noch einmal!«

Bill Fleming hatte kaum ausgesprochen, als die Männer die beiden mächtigen Arme aus dem Wasser kommen sahen. Wie die Greifer von großen Baukränen standen sie in der Luft, senkten sich gleich darauf auf den Bootsrand.

Zamorra griff nach einem Bootshaken und schlug auf die mächtigen Pranken des Untiers ein. Die gewaltigen Schläge zeigten nicht die geringste Wirkung.

»Das Biest ist unverwundbar!«, stöhnte Zamorra. »Aber es ist unmöglich, dass es nicht außer Atem zu bekommen ist. Gib Fahrt, Bill! Wir müssen es schaffen!«

Zamorra schlug noch immer mit dem scharfkantigen Bootshaken auf die Pranken der Bestie ein. Aber Ukupas Arme nahmen die wuchtigen Schläge hin, als könnten sie keinen Schmerz empfinden.

Aber dann ließ Ukupa plötzlich doch los.

Die Yacht schlingerte, als der Koloss unter ihr wegtauchte, um gleich darauf zuzustoßen. Ein mächtiger Schlag ließ das Boot nach vom kippen. Der Bug tauchte so stark ins Wasser, dass das Heck mit der Schraube sekundenlang in der Luft hing.

Aber schon war Ukupa am Bug angelangt. Mit unglaublicher Kraft drückte er die Yacht hoch. Diesmal ragte der Bug über einen Meter aus dem Wasser.

Bill Fleming musste sich krampfhaft am Steuer festhalten, um von dem plötzlichen Druck nicht nach hinten geschleudert zu werden.

Aus der Kabine drangen Nicoles gellende Schreie. Sie konnte sich nicht erklären, was das Ungeheuer mit dem Boot anstellte. Aber Bill Fleming gab nicht auf. Er kannte das Boot. Er wusste um seine Manövrierfähigkeit. Er wusste, was er ihm zumuten konnte.

Er rechnete sich aus, dass Ukupa bald loslassen müsste. Dann wartete er, bis er mit dem nächsten Schlag am Heck rechnen musste.

Ukupa kam von neuem. Drückte das hintere Ende in die Luft.

Ganz kurz nahm Bill Fleming das Gas weg. Als das Heck erneut in der Luft hing, gab er abrupt Vollgas. Die Schraube kam auf Höchsttouren.

Dann klatschte das Heck aufs Wasser zurück. Da hatte die Schraube noch soviel Kraft, um das Boot kurz nach vom schießen zu lassen. Das hatte Bill beabsichtigt. Er gab wieder Vollgas, und die Yacht zog an.

Noch war der Widerstand Ukupas zu spüren. Der Koloss machte sich noch schwerer, hängte sich mit seinem Gewicht von vielen Tonnen an den Boden des Hecks, ließ sich mitzerren und drohte das Boot unter Wasser zu ziehen.

Aber Bill Flemings Künste waren größer.

Er riss die Yacht abwechselnd in scharfe Rechts- und Linkskurven. Bald spürten sie, wie Ukupas Widerstand nachließ.

Noch einmal kamen die mächtigen Baggerarme drohend aus dem Wasser, fielen mit hartem Getöse auf den Heckrand und griffen zu. Aber das Boot hatte jetzt Fahrt und beschleunigte schnell.

Ukupas Kräfte hatten keineswegs nachgelassen. Aber er war gezwungen, sich ohne eigene Bewegungen ans Boot zu hängen. Das Tempo wurde zu hoch für ihn.

Nach wenigen Kilometern gab er auf, als er merkte, dass der mächtige Motor nicht zu überwinden war.

Immer schneller schoss die Yacht auf die Inseln zu.

Ebenso plötzlich, wie es aufgetaucht war, ließ das Ungeheuer von dem Boot ab.

Als Zamorra zurücksah, tauchte Ukupa weg. Wieder entstand an der Stelle ein heftiger Strudel. Der Sog schloss mit den nachschießenden Wellen die Stelle, wo der Koloss weggetaucht war.

»Eine Mordsbestie«, sagte Fleming, als sie mit halber Fahrt auf die Inseln zuhielten. »Ein solches Biest ist mir noch nicht einmal im Traum erschienen. Ich frage mich, wie du diesen Kerl schaffen willst, Zamorra.«

»Er hat es mir selbst gezeigt«, gab der Professor zur Antwort. »Wir werden ihn hinter uns herziehen. Aber dann werden seine Arme gefesselt sein.«

»Unmöglich!«, sagte Bill Fleming halb belustigt. »Du hast doch gesehen, welche Kräfte dieses Untier hat. Der bringt eine Schiffsschraube fast zum Stehen. Der hält ein ganzes Boot fest. Was

meinst du, was er mit deinen Fesseln macht? Der zersprengt alle Stricke, der zerreißt jede Fessel. So leicht und so schnell, wie ein Kind das Netz einer Spinne zerstört.«

»Er wird meine Fesseln nicht zerreißen«, gab Zamorra zur Antwort.

»Du wirst es sehen, wie schnell es geht.«

»Nein, Bill. Ich werde nämlich Fesseln aus Stahl nehmen. Starke Ketten, die er nicht knacken wird.«

»Dann musst du ihn immerhin erst einmal damit fesseln.«

»Genau das werde ich tun, Bill. Aber vorher müssen wir nach den verschwundenen Männern suchen. Ukupa hat sich ihr Floß geholt. Ich vermute, dass sie auf einer der unbewohnten Inseln sind.«

»Dann suchen wir morgen weiter«, schlug der Amerikaner vor.

»Aber nicht mit dem Boot«, sagte Nicole Duval, die mit immer noch zitternden Knien in der Kajütentür stand. »Ich habe noch nie solche Ängste ausgestanden, Zamorra.«

»Wir teilen uns die Suche«, sagte Zamorra. »Wir nehmen die Cessna, und Bill kreuzt vor den Inseln. So haben wir die doppelte Chance.«

***

Die Männer auf der Insel hatten bald Hunger und Durst vergessen, als Ben Benson und der Neger das Wrack gefunden hatten.

»Es liegt keine sechs Meter tief«, rief der Engländer von den Bahamas, als er das erstemal auftauchte. »Seht her: Gold, nichts als Gold. Ringe, schwere Ketten, alte Pokale und Münzen. Wir tauchen abwechselnd, und in ein paar Stunden sind wir reich. Das Meer wird uns dafür entschädigen, was es uns angetan hat.«

»Noch sind wir nicht aus dem Meer heraus, Ben«, meinte Jean Delay nachdenklich. »Und während ihr uns alle in Gefahr bringt, lasst ihr mich und den Jungen wohl das neue Floß bauen? Kommt gar nicht in Frage. Ihr werdet alle helfen, dass wir bald von hier fortkommen.«

»Erst holen wir das Gold«, verteidigte sich Simba Simba. »Erst das Gold. Damit können wir viele Jahre leben, wenn wir's richtig an den Mann gebracht haben. Und unsere Geschichte verkaufen wir an ein paar von diesen amerikanischen Zeitungsschreibern. Da kommen noch einmal ein paar tausend Dollar zusammen.«

»Bringt das Handwerkszeug herauf, damit wir anfangen können. Henk Barber ist mit dem Kapitän unten gewesen. Er hat es euch gesagt, dass sie eine ganze Kiste mit Hämmern und Zangen und so 'nem Kram unten gelassen haben.«

Simba sah fragend auf Ben Benson. Der Engländer nickte.

»Also gut«, sagte er. »Wir holen euch die Kiste. Und dann bauen wir gemeinsam das Floß. Dann taucht eben nur immer einer von uns. Das Gold muss jedenfalls herauf. Nicht ein einziges Stück bleibt hier.«

Ben Benson holte tief Luft nach dieser für ihn so langen Rede. Dann

tauchte er erneut mit dem Neger. Nach einer Minute waren sie zurück. Sie stellten eine morsche Kiste neben den anderen hin.

»Hier ist euer Handwerkszeug. Sogar eine große Säge ist dabei. Also könnt ihr ein paar starke Bäume fallen. Das nächste Floß darf nicht so schwach sein.«

Jean Delay griff in die Kiste und besah sich das Handwerkszeug. Die Säge ließ er liegen. Dafür lag eine Axt in seiner Hand, als er sie wieder zum Vorschein brachte.

»Beeilen wir uns«, sagte er. »Wir müssen hier weg. Das bisschen Wasser reicht nicht lange.«

»Vielleicht taucht ihr umsonst nach all dem Gold«, meldete sich der junge Mulatte zu Wort.

»Wie meinst du das, Moreno?«, fragte Papas Magaya. »Meinst du, der Seedrachen nimmt es uns wieder weg?«

Der Neger stand daneben und bleckte grinsend die Zähne.

»Ukupa nimmt uns nichts mehr weg, mein Junge. Wir werden stark sein. Wir nehmen alle Haken und bauen uns Waffen. Ukupa soll nur kommen. Wir schlagen ihn in die Flucht.«

»Oder er holt uns zu sich hinunter«, sagte der Mulatte, dem das Ganze nicht geheuer war.

»Quatsch nicht!«, donnerte Simba los. »Tu deine Pflicht, und wir tun, was uns Vergnügen macht. Bis zum Abend haben wir das Gold oben, und auch das Floß wird fertig sein. Dann versorgen wir uns mit Vogeleiern und suchen nach Wasser. In der Nacht wird ausgeruht.«

»Und Ukupa holt sich unser neues Floß«, hielt Jean Delay ihm entgegen.

»Unsinn. In dieser Nacht stellen wir Wachen auf. Und das Floß legen wir weiter von der Küste weg. Ukupa wird niemals ans Land kommen, das glaube ich nicht.«

Jean Delay gab Moreno Garcera ein Zeichen und machte sich kopfschüttelnd auf den Weg, um Bäume für das neue Floß zu fallen.

»Sie haben den Verstand verloren«, sagte er zu dem Mulatten, als dieser nahe hinter ihm war. »Ich fürchte, wir werden noch einmal die Hölle erleben, wenn sie ihre Goldgier nicht aufgeben. Aber wir können nichts tun. Wir dürfen uns jetzt nicht trennen. Allein sind wir zum Tode verurteilt. Wir müssen Zusammenhalten.«

Der Mulatte nickte.

»Weißt du, wo wir sind, Jean? Man sieht nicht ein einziges Schiff.«

»Die Schiffe fahren unter dem Wind. Sie meiden diese Strecke. Hier ist es zu gefährlich.«

»Und wo sind wir nun eigentlich?«

»Ich weiß es nicht genau, Junge. Nicht weit von Martinique, und nicht sehr weit von Guadeloupe.«

Dem jungen Mulatten kamen die Tränen vor Freude.

»Mit einem guten Schiff könnte ich in einem halben Tag in meiner Heimat sein«, sagte er, und es klang verzagt und weinerlich.
»Wo ist das? Puerto Rico, nicht wahr?«
Moreno nickte stumm.
»Du kommst wieder hin. Wir werden es schon schaffen.«
»Aber wenn uns kein Schiff findet?«
»Wir werden uns diesmal richtige Ruder bauen. Für jeden eines. Da kann keine Flaute uns etwas anhaben. Und die Inseln liegen sehr dicht. Wir haben es nicht mehr weit, kannst mir’s glauben.«
»Wenn du nur recht hättest, Jean«, sagte der Mulatte.
Jean Delay antwortete nicht darauf. Er blieb stehen, sah sich um.
»Hier«, sagte er. »Diese Bäume sind gut. Festes Holz, und außerdem nicht zu schwer. Es trägt gut. Es ist gut für das Floß.«
Er spuckte in die Hände, holte mit der Axt zum ersten Schlag aus. Moreno suchte sich mitteldicke Stämme, denen er mit der Säge zu Leibe ging.
Gegen Abend waren genügend Stämme gefällt und auf gleiche Länge geschnitten.
Da begannen sie, die Stücke für das Floß in Richtung zum Strand zu tragen. Simba, Magaya und Benson hatten inzwischen das gesamte Gold aus dem Wrack geborgen.
Sie standen bereit, um das Floß zu bauen. Mit kräftigen Hängepflanzen, die stark wie Stricke waren, wurden die einzelnen Stämme zu einem Floß zusammengebunden.
»Morgen stechen wir in See«, sagte Simba. »Legt euch hin. Ich habe die erste Wache. Wenn Ukupa auftaucht, schlagen wir ihn tot.«
Großmaul, dachten Delay und der Mulatte. Aber sie sagten es nicht.
Sie legten sich hin und schliefen. Es war das letzte Mal für die nächsten sechs Tage.

***

Fast zur gleichen Stunde machten sie sich auf, ohne voneinander zu wissen.
Zamorra startete mit Nicole in der gemieteten Cessna. Er hatte vor, an diesem Tage die Ostseite der Inseln abzusuchen. Die Inseln über dem Winde. Bill Fleming sollte mit seiner Yacht entlang der Westküsten fahren.
Zwischen den Inseldurchfahrten wollten sie sich jeweils treffen, sich durch Zeichen verständigen, ob sie etwas gefunden hatten.
Und dann die fünf Männer auf dem neuen Floß. Ohne Henk Barber, der das Opfer Ukupa Lupas geworden war.
Das Floß war wesentlich geräumiger und trug gut. Diesmal hatten sie keinen Mast gesetzt. Sie hatten keine Hemden mehr, um ein Segel herzustellen. Sie brauchten auch diesmal kein Segel. Sie hatten

kräftige Ruder, sie hatten eine Steuerstange. Sie konnten Richtung halten oder die Route ändern, ganz nach Belieben oder Notwendigkeit.

Papas Magaya drängte es in südlicher Richtung. Er war dafür, seine Heimatinsel Trinidad zu erreichen. Er wurde von den anderen überstimmt. Hier, in der Mitte der Antillen und nach Nordwesten zu, waren die Inseln zahlreicher. Hier würde man eher Hilfe finden können.

Der Koch fügte sich. Hauptsache war, dass man das Gold geborgen hatte.

Die Kiste mit den Schmuckstücken und wertvollen Gegenständen stand in der Mitte des Floßes. Gierig starrten Magaya, der Neger und Benson auf ihre Beute. Sie konnten die Zeit nicht abwarten, ihren goldenen Fang in bare Münze umzusetzen. Sie rechneten sich ihren Reichtum im voraus aus, machten ihre Pläne.

Garcera und Delay sahen in einer Mischung aus Mitleid und Besorgnis auf diese Männer, die schon keinen Sinn mehr für das Notwendige hatten.

Sie kamen sich gut gerüstet vor. Jeder der Männer hatte eine starke Stange bei sich, in die man Haken und Widerhaken eingelassen hatte. Kräftige Hieb- und Schlaginstrumente, wie sie meinten. Noch wussten sie nicht, dass ihr gefürchteter Gegner sie wie Strohhalme knicken würde.

Sie fühlten sich sicher.

Sie hatten das letzte Wasser getrunken, das sie gefunden hatten. Sie hatten eine Anzahl Vogeleier gefunden, und sie hatten einige Fische gefangen, die nahe der Küste schwammen. Man konnte sie mit bloßen Händen fangen, wenn man geschickt war.

Und hungrige Menschen fanden sehr schnell zu der nötigen Geschicklichkeit.

»Rechts hinüber«, sagte Ben Benson, dem man einstimmig das Kommando überlassen hatte. Als ehemaliger Navigationsoffizier wusste er neben Henk Barber das meiste über Kurs und Lage der Inseln. Er war auf Vermutungen angewiesen, aber er würde die Sonne und die Gestirne in seine Berechnungen einbeziehen. Die Männer verließen sich auf ihn.

So kam es, dass sie vor der Insel, deren Name keiner kannte, in nordöstlicher Richtung durch die Ketten der Korallenriffe fuhren. Das war nicht schwierig bei dem geringen Tiefgang des Floßes. Es bestand keine Gefahr.

Die Gefahr erkannten sie erstmals, nachdem sie die ersten fünfhundert Meter jenseits der Riffe zurückgelegt hatten. Hier, zwischen den Inseln, gab es zahlreiche Untiefen, die für ein Floß normalerweise günstig gewesen wären.

Nicht aber, wenn ein Ungeheuer wie Ukupa ihnen auflauerte. Er hatte die Männer beobachtet. Er wusste, in welcher Richtung sie fahren mussten, um zu den nächsten Inseln zu kommen.

Er zeigte sich erst, als das Floß bis auf dreißig Meter heran war. Da war es wie ein riesiges Aufbäumen in der See.

Ukupas mächtiger Körper dehnte und reckte sich und ließ die Wogen hochgehen, als käme die Flut von draußen herein zu den Inseln. Im Umkreis von fünfzig Metern schien die See zu brodeln und zu kochen. Wie Brecher schlug es über das niedrige Floß herein.

Die Männer hatten Mühe, sich auf den Stämmen des Floßes festzuhalten.

»Verdammtes Vieh!«, schrie Simba los. »Ich werde dich erwürgen, wie ich die beiden Löwen erwürgt habe!«

Er war drauf und dran, das Floß dem Ungeheuer entgegenzulenken.

»Das ist Wahnsinn!«, rief Benson ihm entgegen. »Haltet euch links! Links ist das Wasser tiefer! Dort kommen wir an ihm vorbei! Dort kann er nicht auf dem Grund stehen!«

Ukupa stand wirklich im Wasser. Wie ein Felsblock. Er kannte die seichten Stellen der Untiefen. Er war in seinem Element, er war immer im Vorteil, wenn er die Männer überraschen wollte.

Die Männer stachen hart mit ihren Rudern ins Wasser. Das Floß gab nach und ließ sich nach links lenken.

Aber das Ungeheuer erkannte das Manöver.

Mächtig tauchte es weg, rollte wie eine ungeheure Walze unter Wasser heran.

Dann stockte die Fahrt. Ukupa hatte das Floß von unten her erreicht. Er hielt es fest, dass es keinen Zentimeter weiterkam.

»Aus«, sagte Ben Benson. »Er hat uns, und er gibt uns nicht mehr frei.«

»Ich bringe ihn um!«, schrie der Neger und wollte sich ins Wasser stürzen, nur mit seinem Bootshaken bewaffnet.

Da fuhr Ukupas erster Arm aus dem Wasser, krachte mit ganzer Länge gegen das Floß. Die langen Krallen griffen nach Simbas Bootshaken, ein schneller Ruck riss ihn dem Neger aus der Hand. Gleich darauf krachte es wieder.

Ukupas Pranke hatte den schweren Haken geknickt wie einen Strohhalm.

Der Neger gebärdete sich wie wahnsinnig.

Wutentbrannt trampelte er auf den Bohlen umher, dass das Wasser hoch aufspritzte. Nur mit Mühe konnten die anderen ihn beruhigen.

Ukupas Pranke war verschwunden.

»Er ist unter uns«, sagte Moreno. »Er hält das Floß von unten. Wir sind ihm ausgeliefert. Verdammt, ich will noch weiterleben! Werft das verfluchte Gold über Bord!«

Der Neger grinste dümmlich.

»Nein, Freundchen. So billig machen wir es dem Ungeheuer nicht. Wir haben das Gold, und Ukupa holen wir uns auch. Warten wir ab. Wir werden eine Chance bekommen.«

Das war gegen neun Uhr am Morgen.

Um zehn wurde die Hitze und damit der Durst unerträglich.

Gegen Mittag hing das Floß noch an der gleichen Stelle. Wie mit dem Wasser verhaftet. Unbeweglich. Festgeklemmt durch die Klauen Ukupas.

Er ließ nicht los. Es gab so gut wie keine Strömung hier.

Mit Leichtigkeit hielt das Ungeheuer seine Beute. Floß und Männer. Und das Gold, das sie hatten.

Kein Lüftchen regte sich. Die Sonne brachte die Luft zum Flimmern, dann kochte es ringsum. Die Augen begannen zu schmerzen. Die nackten Oberkörper brannten unter der unbarmherzigen Sonnenglut.

Der junge Moreno warf sich als erster lang auf den Boden. Er gab sich auf.

»Wasser«, stöhnte er mehrmals, obwohl er wusste, dass nirgends ein Tropfen Trinkwasser zu holen war.

Aus, vorbei, dachte er. Regungslos blieb er liegen.

Die glühenden Mittagsstunden auf See sind das Gemeinste, das Unendlichste, was einem Schiffbrüchigen begegnen kann. Die Stunden von zwölf bis fünfzehn Uhr wurden das Unerträglichste für die fünf Männer.

Papas Magaya war der erste, der sich nicht mehr beherrschen konnte. Er trat zum Rand des Floßes, hockte sich hin. Mit beiden Händen begann er, sich Wasser über Gesicht, Nacken, Schultern und Arme laufen zu lassen.

»Wasser«, stöhnte er immer wieder. Er wusste nicht, was er tat.

Ben Benson zog ihn zurück, bis zur Mitte des Floßes, neben die Kiste mit dem Gold.

»Du bist irrsinnig, Papas«, brüllte er auf ihn ein. »Es ist Salzwasser! Du wirst bald noch mehr schwitzen, du wirst verbrennen, wenn die Sonne das Salz in deinen Poren schmilzt. Du verbrennst wie ein Stück Kohle in einem Hochofen.«

»Lass mich!«, schrie Magaya gequält zurück. Aber Benson und der Neger hielten ihn fest, drückten ihn auf die Planken nieder.

Der Koch aus Trinidad gab den Widerstand auf. Die anderen brauchten ihn nicht mehr festzuhalten.

Und dann war es Simba Simba, der pausenlos etwas vor sich hinmurmelte. Die anderen, meinte er, seien schon vollkommen durchgedreht.

»Wasser kommt«, sagte er.

Und sie hörten nicht auf ihn.

»Wasser kommt«, murmelte er immer wieder. Er war der einzige, der aufrecht auf dem Floß saß. Alle anderen wären wie gefällte Baumstämme auf das Floß gesunken. Gerichtet von der Sonne und ihren Strahlen, die wie scharfe Messer waren und die Körper der Männer an hundert Stellen aufschlitzen wollten.

»Wasser kommt«, murmelte der Neger immer weiter. Fast eine Stunde lang.

»Hör auf damit, Idiot!«, brüllte da Ben Benson los und riss seinen Körper hoch.

Da sah er auch, was Simba seit einer Stunde sah.

Wolken. Wolken aus nördlicher Richtung! Wolken, die auf sie und die Inseln zutrieben!

»Wasser kommt!«, rief jetzt auch Ben Benson.

Da fuhren die anderen hoch. Sahen die Wolken.

Aber die Schwäche der Männer war zu groß. Sie fielen um wie die Fliegen. Diesmal schafften sie es nicht mehr, ihre Gesichter der Sonne abzuwenden. Sie blieben liegen, jeder auf dem Rücken, die Arme weit von sich gestreckt, die Lippen geöffnet.

Jetzt war alles gleichgültig. Jetzt würden sie vollends verbrennen. Ausgezehrt werden von der Sonne. Oder kurz vor dem Verdursten noch einmal Wasser bekommen.

Die Wolkenwand wurde dichter und kam näher. Und dann brach es los wie ein Feuerwerk. Blitze zuckten am Himmel auf, wühlten sich fern in die See.

Der schnell aufkommende Sturm brachte die Wolken mit dem Regenwasser näher. Aber auch das Unwetter. Gewaltig wühlte der Sturm in der See, und ließ sie sich aufbäumen.

In meterhohen Wellen kam die Flut, türmte sich auf, wurde höher und höher.

Dann endlich rissen die Wolken auf. Befreiend kam der Regen. Das meiste ergoss sich ins Meer, das kein Wasser brauchte.

Ein kleiner Rest nur, der kleinste Teil des Regens, strömte in die weit offenen Münder der fünf Männer. Die Kehlen konnten die Flüssigkeit nicht fassen. Gurgelnd floss der Regen über die Lippen der Männer. Wer nicht schluckte, drohte zu ersticken.

Aber sie erstickten nicht. Sie erholten sich schnell, tranken, soviel sie konnten, bis ihre Bäuche wie aufgeblasene Ballons waren.

»Ende«, sagte Simba Simba nach einer halben Stunde. »Ich habe zwanzig Liter Wasser im Bauch. Das muss ein paar Tage reichen, fürchte ich.«

***

Zamorra hatte die Wolkenbildung rechtzeitig gesehen. Er flog dem Gewitter so weit entgegen, wie er es für nötig hielt. Dann umflog er

die drohende Wetterbank.

»Meinst du, das Unwetter könnte der Maschine schaden?«, fragte Nicole.

»Das weniger. Die Cessna ist gut und hält allerhand aus. Aber ich umfliege das Gewitter, weil es uns die Sicht nehmen wird. Es ist unnötig, sich in diesen Hexenkessel zu begeben, wenn wir in der Zwischenzeit ein anderes Stück der See absuchen können.«

Sie suchten also westwärts des niedergehenden Gewitters. Und wieder war die Suche umsonst.

»Irgend etwas geht nicht mit rechten Dingen zu«, resümierte der Professor. »Es muss doch eine Spur in der Gegend geben. Ein ganz merkwürdiger Fall ist das diesmal. Mehr Kleinarbeit als direkter Kampf gegen ein Ungeheuer. Ich fürchte, die Überlebenden, wenn es sie überhaupt noch gibt, sind in der Gewalt dieses Ukupa Lupa.«

Noch zwei Stunden lang kreiste er vor den mittleren Inseln über dem Wind. Manchmal ging er dicht bis an die Wasseroberfläche herunter, um die Inseln besser beobachten zu können.

Umsonst. Keine Spur von den Männern, keine Spur von dem Ungeheuer aus der See.

Als er enttäuscht abdrehen wollte, näherten sie sich gerade einer kleinen Insel, die sie bisher noch nicht angeflogen hatten.

»Sieh mal dort hinunter!«, rief Nicole plötzlich in einer neuen Art von Jagdfieber. »Dort drüben, die Insel! Wir sind am linken Küstenstreifen entlang geflogen. Ich habe etwas gesehen, das ich mir nicht erklären kann.«

»Was meinst du?«, fragte Zamorra.

»Ich weiß nicht genau, Chef. Es ist etwas, das nicht dorthin passt. Die Insel scheint doch unbewohnt.«

»Warte, ich drehe.«

Nach einem engen Bogen brachte Zamorra die Cessna auf Gegenkurs. Bald hatten sie die Insel wieder erreicht.

»Da unten, das ist es, Zamorra!«, rief Nicole und erhoü sich halb von ihrem Sitz.

Langsam ging Zamorra tiefer, nahm immer mehr Gas weg.

Da sah er es auch.

»Donnerwetter, Nicole! Du hast ja Augen wie ein Falke! Dort sind Menschen gewesen, vor ganz kurzer Zeit. Und ich fresse diesen Ukupa Lupa im rohen Zustand, wenn es nicht unsere Schiffbrüchigen gewesen sind!«

»Ja, Professor. Mir sind die Stämme aufgefallen. Ganz frisch geschnitten oder gesägt.«

»Ja, Nicole. Und mit einer Axt behauen. Die Männer haben sich ein neues Floß gebaut.«

»Da können sie noch nicht lange unterwegs sein. Wir müssten sie

finden.«

»Ja, Nici. Aber erst geben wir Bill ein Zeichen. Er soll sich die Insel einmal näher ansehen.«

Zamorra drehte wieder ab und flog auf das nördliche Ende der kleinen Insel zu. Er sah die Yacht keine drei Meilen voraus. Auch Bill Fleming war dem Unwetter also ausgewichen, um bessere Sicht zu haben und sich nicht allein um das Boot kümmern zu müssen.

Der Professor ging ganz tief und brachte die Cessna halbseits rechts neben die Yacht. So konnte Bill seine Handzeichen erkennen.

Zamorra zeigte geradeaus. Er konnte sehen, wie der Amerikaner nickte und ebenfalls vorauszeigte.

Zamorra wusste, dass Fleming verstanden hatte. Trotzdem flog er bis zur Insel voraus. Dann überzeugte er sich, dass er in Flemings Sichtweite war. Er zog ein paar Kreise, damit der andere Bescheid wusste, wo er an Land gehen sollte.

Den Rest konnte er fürs erste Bill Fleming überlassen. Er flog mit Nicole zur Insel Guadeloupe zurück. Nach der Landung suchten sie ganz in der Nähe ein kleines Gartenrestaurant auf, wo sie sich erst einmal gründlich stärkten.

Nach zwei Stunden sahen sie Bill Flemings schlanke weiße Yacht in den kleinen Hafen einlaufen.

Sie gingen ihm entgegen. Aber er kam nicht. Er wartete an Bord.

»Steigt ein«, sagte er.

»Die Männer waren dort, nicht wahr?«

»Ganz sicher, Zamorra. Ganz frische Spuren. Sie haben Vogeleier gesucht. Ich habe die Schalen an den Felsklippen gesehen. Und sie haben Bäume gefallt. Daraus haben sie ein Floß gebaut. Und sie hatten sogar ausreichend Werkzeug dazu.«

»Wieso nimmst du das an?« fragte der Professor.

»Steigt ein«, war Bill Flemings Antwort. »Wir sind in Eile. Ich muss euch noch mehr erzählen.«

»Es ist noch etwa drei Stunden hell«, sagte der Professor. »Zeit genug, um die Insel noch einmal zu untersuchen. Hast du genügend Treibstoff?«

»Ich habe unterwegs getankt, auf einer der Inseln.«

»Dann los, zur Insel.«

»Nicht zur Insel, Zamorra«, antwortete Bill Fleming.

»Warum nicht?«, fragte der Professor verblüfft.

»Das sage ich euch unterwegs.«

***

Die Männer auf dem Floß hatten weder das Boot noch das Flugzeug kommen hören. Nur Ukupa, das Ungeheuer, war auf der Hut.

Er wollte nicht, dass seine Beute entdeckt würde. Er wollte nicht,

dass die Männer gerettet wurden, bevor er zum letzten großen Schlag ausholte.

Ganz langsam setzte er sich im seichten Wasser unter dem Floß in Bewegung, brachte seine Gefangenen auf diesem Floß um einen schmalen Felsvorsprung. Dann schwamm er ein Stück auf die Insel zu.

Hier gab es eine kleine Landzunge mit dichtem Baumbestand. Der Wald reichte bis ans seichte Ufer heran. Dicht hingen die Zweige bis übers Wasser. Ein ideales Versteck für ein Floß und seine Beute.

Ukupa wartete ab. Er hatte das Boot kommen sehen. Er hatte es einmal bereits angetroffen, und die Männer und die Frau hatten sich aus seinen Klauen befreien können.

Das wurmte ihn, und er hatte Rache geschworen. Er würde seine Rachelust nicht nur an den Männern des alten Frachters *Gran Caribe* austoben. Auch die Yacht wollte er haben. Mit den Männern und der jungen Frau.

In sicherer Entfernung wartete er. Er sah das Boot kommen. Bill Fleming warf den Anker, ließ ein Beiboot ins Wasser und ruderte auf die Insel zu. Es war die Stelle, wo die Männer das Floß gebaut hatten.

Nach einer halben Stunde sah Ukupa, wie Bill Fleming zurückruderte.

Der erste Fremde, Zamorra war das, war mit dem Flugzeug vorausgeflogen. Aber Ukupa wusste, dass er wiederkommen würde. Zusammen mit dem Mann, der jetzt allein auf der Yacht war.

Sie sollten kommen.

Ukupa frohlockte schon innerlich, als er über sich eine heftige, schnelle Bewegung hörte.

Dann sah er den Körper eines Mannes mit einem Hechtsprung ins Wasser schießen.

Der Mann schwamm auf die Insel zu.

Sofort ließ Ukupa das Floß los, suchte tieferes Gewässer auf und tauchte hinter dem Fremden her. Er holte ihn ein, als der andere noch keine zwanzig Meter vom Ufer entfernt war.

Er tauchte auf, riss den Körper des Mannes zu sich herunter und drehte ihm das Genick um. Auf die gleiche Weise, wie er es mit Henk Barber gemacht hatte.

Mit einem dumpfen Knurren der Befriedigung schwamm Ukupa zurück und bemächtigte sich von neuem des Floßes.

Die anderen hatten noch nicht einmal gemerkt, dass Moreno Garcera, den der Durst schon wieder plagte, aus Verzweiflung die Insel erreichen wollte.

Ukupa aber war auch etwas entgangen.

Er hatte nicht bemerkt, wie der Mann auf der Yacht den Todesschrei Morenos noch deutlich hören konnte.

Dann war Bill Fleming mit voller Kraft losgefahren.

Ukupa Lupa aber, das Ungeheuer, fühlte sich noch immer sicher. Er wusste nicht, dass seine Mordgier es war, die den Fremden seinen eigenen Standort und den des Floßes fast genau verraten hatte.

»Nun rede doch, Bill«, sagte Zamorra. »Lass deine Neuigkeiten aus dem Sack. Dass die Männer auf der Insel waren, wissen wir. Sie bauten das Floß und müssen ganz in der Nähe sein.«

»Stimmt«, sagte Bill Fleming. »Wir wissen nicht, wie viele es waren. Aber ich habe erlebt, wie das Ungeheuer die kleine Gruppe um einen von ihnen dezimiert hat.«

»Was sagst du da…?« Ungläubig sah der Professor auf Bill Fleming, der sich aufs Steuer konzentrierte.

»Du hast richtig gehört, Zamorra.«

»Was hast du gesehen?«

»Eigentlich nicht viel, mein Freund. Nur gehört habe ich etwas. Einen fürchterlichen Schrei. Das Floß ist ganz in der Nähe. Ich konnte nur nicht wagen, es allein zu suchen. Ich kann nicht das Steuer fuhren, die Männer befreien und mir das Ungeheuer vom Leibe halten. Jedenfalls nicht gleichzeitig. Also habe ich Volldampf gemacht, bin zurückgefahren und habe euch geholt.«

»Vollkommen richtig, Bill. Aber nun spanne mich nicht weiter auf die Folter. Was hast du beobachtet?«

»Zuerst nichts als einen Schrei. Aber der war markerschütternd. Ich habe so etwas noch nicht gehört. Ich sehe zur; Insel hinüber. War ja keine hundert Meter vom Strand entfernt mit meiner Yacht.«

»Weiter bitte, weiter«, drängte Zamorra.

»Da sehe ich den Mann. Ein junger Mann, wie mir schien. Ein Schiffbrüchiger, wie ich beim ersten Blick durchs Glas sehen konnte. Verwahrlost und verzweifelt. Mit irren, glasigen Augen. Und dann die Klaue über ihm.«

»Ukupa?«, fragte Zamorra.

»Kein anderer. Ich vergesse diese Klaue nicht, seit wir sie auf jener Fahrt erleben mussten. Die Klaue reißt den Mann zu sich, dreht im gleichen Augenblick sein Genick um… Es war fürchterlich, Zamorra.«

»Ein Mann weniger also. Ukupa hat zugeschlagen. Warum hat er den Mann verfolgt?«, fragte Zamorra.

»Vermutlich, weil er vom Floß geflohen ist. Ich nehme an, er wollte die Insel erreichen, um Trinkwasser zu suchen. Vielleicht wäre er sogar zurückgeschwommen, wenn er seinen Durst gestillt hätte. Er ist einfach zu unvorsichtig gewesen.«

Zamorra dachte nach.

»Also ist das Floß in der Nähe. Ganz in der Nähe sogar. Vielleicht in einem Versteck.«

»Das glaube ich auch«, stimmte der Amerikaner zu. »Es wird aber dunkel. Wir sind morgen früh wieder hier. Ganz in der Frühe.«

»Nein, Bill. Das ist zu spät. Wir werden noch früher hier sein. Noch in der Nacht. Lass uns zurückfahren. Ich erkläre dir meinen Plan.«

***

Sie schliefen nicht. Sie dösten dahin, froh, dass die Sonne gesunken war.

Sie hatten nicht gemerkt, dass Garcera das Floß verlassen hatte. Erst am Abend, als Benson ihn ansprechen wollte, wussten sie, dass sie nur noch zu viert waren.

»Er ist zur Insel«, schrie Benson los und rüttelte Magaya, der ihm am nächsten lag, an der Schulter. »Der Junge ist zur Insel geschwommen.«

Sie wussten alle, was das bedeutete. Ukupa hat ihn nicht entkommen lassen.

»Er hat ihn sich geholt«, sagte der Koch, und alle wussten, was er meinte.

Da setzte sich das Floß in Bewegung. Langsam und gleichmäßig.

Der schwimmende Koloss unter ihnen schien zu ahnen, dass die Männer mit der Motoryacht wiederkommen würden. Er wollte seinen Fang in Sicherheit haben. Er hätte zuschlagen können. Aber in seiner Brutalität wollte er, dass der Wahnsinn seiner Gefangenen erst noch zunahm…

Er ließ das Floß durch eine Öffnung des nächsten Korallenriffs gleiten, schob es auf eine noch kleinere Nachbarinsel zu. Dort brachte er es in einem neuen Versteck unter.

Ukupa hoffte, dass niemand hier das Floß mit den Männern entdecken würde.

Es kam anders.

Es dauerte lange, aber es kam anders.

***

Die erste Verzögerung trat ein, als Zamorra und Bill Fleming sich all das beschaffen wollten, was sie zur Ausführung ihres Plans benötigten.

Es gab keine Schwierigkeiten, das Boot frisch zu betanken und genügend Proviant an Bord zu nehmen. Auch ein paar Ketten konnten sie erstehen, andere wurden ihnen für die Lösung ihrer Aufgabe geliehen.

Überall, wo sie hinkamen und von ihrem Vorhaben erzählten, machten die Leute große, staunende, ungläubige Augen.

Ukupa Lupa? Den gab es wirklich? Da hatte man ihnen also keine Schauergeschichten erzählt?

Und gegen den wollten die Fremden antreten? Gegen diesen Koloss, der schwer war wie die Felseninseln, die aus dem Wasser ragten?

Man hielt Zamorra, den Besitzer der Yacht und die junge Französin für tollkühn, sich in dieses Abenteuer zu stürzen.

»Weiter«, drängte Bill Fleming. »Wir haben schon fast einen Tag

verloren. Und was wir noch brauchen, bekommen wir nur bei einem guten Bekannten von mir. Nur er wird uns glauben, was wir Vorhaben. Nur er kann freigeben, was uns noch fehlt.«

Zamorra nickte. Ja, sie hatten Zeit verloren. Aber es ging nicht anders. Sie wussten nur zu gut, dass man das Ungeheuer nicht mit ein paar Kugeln erledigen konnte. Da musste eine andere Ladung her.

Eine Ladung mit hochexplosivem Stoff.

Ukupa konnte durch Fesseln allein nicht bezwungen werden. Man musste ihn zerfetzen, wenn man ihn besiegen wollte.

Bill Fleming lenkte die Yacht nach der Insel Antigua. Der Gouverneur war gleichzeitig Befehlshaber der kleinen Flotte. Und er war für die Munitionsdepots verantwortlich.

Bill Fleming hatte ihn fast zwei Jahre nicht gesehen. Aber das Wiedersehen war so, wie es unter guten Freunden üblich war.

Sie hielten sich nur eine Stunde auf der Insel auf. Dann fuhren sie zurück. Sie hatten noch stärkere und längere Ketten an Bord.

Und Nicole machte jedes Mal einen Bogen um die Kiste, die vor der Steuerkajüte stand.

Sie fragte sich, wie Zamorra es schaffen wollte, diese Kiste dem Ungeheuer umzuhängen. Das dürfte keine Kleinigkeit werden.

Neben der Kiste lag ein wasserdichter Sack. Mit einem wasserdichten Kabel als Inhalt. Eine Zündschnur, fünfzig Meter lang. Der Zündhebel lag dabei. Man brauchte ihn vor dem letzten Akt nur zu bedienen. Wenn das andere Ende mit der Kiste Ob Ukupa Lupa hochgehen würde, wenn die Ladung explodierte?

Dreißig Kilo waren nämlich auch keine Kleinigkeit. Mit dreißig Kilo Dynamit hatte man schon Brücken in die Luft gejagt.

Nicole Duval erschauerte, als sie daran dachte. Und daran, wie dieser Fall zu Ende gehen sollte.

Die Fahrt zurück verlief fast immer schweigend. Nur ab und zu gab Bill Fleming, der schon oft vor den Antillen gekreuzt war, den Namen von Inseln bekannt.

Zamorra hörte die Namen und vergaß sie wieder.

In Gedanken ging er immer wieder seinen Plan durch. Er erwog alle Hindernisse. Alles, was ihnen gefährlich werden könnte.

Gegen Abend fragte er Nicole, ob man sie lieber auf Guadaloupe absetzen sollte.

»Du kannst auf der Insel warten. Im Hotel, oder wo du willst.«

»Ich bleibe auf dem Boot«, sagte Zamorras Sekretärin.

Die Art, wie sie es sagte, ließ keinen Widerspruch zu.

***

Sie kamen zu der Insel, wo sie das Ungeheuer mit dem Floß vermuteten. Noch konnten sie nicht wissen, dass Ukupa den Standort

längst gewechselt hatten.
Sie warteten auf die Dunkelheit. Das Ungeheuer durfte auf keinen Fall wissen, dass sie in der Nähe waren. Sie ahnten, dass es ein Versteck geben musste. Sie wollten es während der Nacht suchen.
Fast unhörbar, mit stark gedrosseltem Motor, glitt die Yacht um die Insel. Nur Meter um Meter, um Ukupa nicht zu warnen.
Sie fanden das Versteck. Sie wussten sofort, dass nur hier ein Floß mit einigen Männern zu verbergen war. Und sie wussten sofort, dass Floß und Männer nicht mehr hier waren.
»Er rechnet also damit, dass wir kommen«, sagte Bill Fleming.
»Ja. Er ist auf der Hut. Aber das ist kein schlechtes Zeichen für uns, Bill«, sagte Zamorra darauf.
»Wie meinst du das?«, fragte der Amerikaner.
»Wenn er flieht, gibt er zu, dass er nicht unüberwindbar ist. Sonst würde er uns in aller Ruhe erwarten. Und ganz offen, ohne sich zu verstecken.«
»Damit kannst du recht haben, Zamorra. Aber worin sollte seine Schwäche liegen?«
»Die hat er uns schon einmal gezeigt. Er ist zu langsam, viel zu plump. Er kann sich nur auf seine Kräfte verlassen. Kräfte, wie ich sie noch nie erlebt habe. Ich glaube, wenn wir ihm nicht entkommen wären, hätte er ohne Schwierigkeiten deine Yacht zerdrückt.«
»Male nur den Teufel nicht an die Wand«, sagte Bill Fleming grinsend. »Die Yacht soll er nicht haben. Aber wie gehen wir nun vor?«
»Wir untersuchen zunächst alle Inseln im nahen Umkreis. Weit kann Ukupa nicht weg sein. Und wenn er diese Insel schon verlassen hat, können wir sicher sein, dass er sich wieder in einem Versteck aufhält. Kleine Fahrt, Bill. Du wählst die Route, denn du kennst die Inseln hier.«
Bill Fleming nickte und hielt auf die nächste Insel zu.
Sie suchten die ganze Nacht, und sie suchten vergeblich.
Beim Morgengrauen mussten sie sich zurückziehen. Ukupa durfte sie keinesfalls sehen. So waren sie gezwungen, kostbare Zeit mit Warten zu verbringen. Einen langen Tag.

***

Dann kam die dritte Nacht für die Männer auf dem Floß. Die dritte Nacht ohne Schlaf. Ohne Wasser. Ohne Hoffnung.
Sie zählten die Tage nicht mehr.
Sie wussten nicht, wie lange Ukupa Lupa sein grässliches Spiel mit ihnen trieb.
Nachts war es noch einigermaßen erträglich. Aber selbst unter dem Schutz der Blätter waren die Tage eine Hölle nach der anderen.

Die Männer brauchten nur ein Wort zu sagen, so wurden die anderen aggressiv, bedrohten sich, fassten sich gegenseitig an die Gurgel.

Aber keiner hatte den Mut oder auch nur die Kraft, zuzuschlagen und seiner Wut ein Ventil zu schaffen. Jeder wusste, dass er unterliegen würde, wenn sein erster Schlag danebenginge.

So ließen sie es bei ihren Drohungen. Sie wussten nicht, was sie sich sagten und ins Gesicht schrien.

Dann der vierte Tag ohne Wasser.

Sie hätten ihr letztes hergegeben, nämlich die Kraft ihrer Stimme. Sie hätten sich heiser und halbtot geschrien, hätten sie gewusst, dass man auf einer Motoryacht nach ihnen suchte. Ganz in der Nähe lag das Boot. Auch Bill Fleming hatte eine kleine Insel gewählt. Hinter einem schmalen Korallenriff.

Unter dem Schutz niederhängender Zweige lag die Yacht.

Sie waren sich immer nahe, und sie wussten nichts voneinander. Dreimal ging das noch so.

Verzweiflung und Wahnsinn bei den Männern auf dem Floß. Ungeduld und Tatendrang und eine bohrende Unzufriedenheit bei Zamorra und den anderen auf der Yacht.

Sie durften nicht losschlagen, wenn sie das Leben der letzten Männer auf dem Floß nicht aufs Spiel setzen wollten.

»Ein gerissenes Biest, dieser Ukupa«, stöhnte Zamorra. »Uns sind die Hände gebunden. Aber bald haben wir ihn.«

Sie fanden nicht ihn, sondern das Floß zuerst.

Es war in der folgenden Nacht. »Da vom ist etwas«, sagte Nicole Duval, die angestrengt durchs Glas sah. »Es scheint unbeweglich, jedenfalls rührt es sich nicht von der Stelle. Aber der Wind bewegt es leicht. Dort, Zamorra, bei der Landzunge. Es ist halb von Zweigen verdeckt.«

Sofort drosselte Bill Fleming den Motor.

Zamorra nahm Nicole das Fernglas ab, sah gespannt hindurch.

»Das sind sie«, sagte er, und es klang siegessicher. »Wir haben sie endlich, Bill. Aber ich bin der Meinung, dass wir gestern oder vorgestern nachts schon hier waren. Wir haben nichts gesehen.«

»Wir waren hier, da hast du recht«, gab Bill Fleming zurück. »Und ich bin sicher, dass wir nicht unaufmerksam waren. Das Floß war nicht hier. Das Ungeheuer zieht mit ihm von Insel zu Insel.«

»Die Stelle dort drüben ist mehr als seicht«, sagte Bill Fleming. »Es ist unmöglich, dass der Koloss darunter liegt.«

Zamorra fasste sofort seinen Entschluss.

»Ich nehme das Beiboot, Bill. Rudere an der Küste so dicht wie möglich bis zum Floß. Du folgst mir ohne Motorengeräusch. Nicole kann dir notfalls beim Paddeln helfen. Ein bisschen bringt ihr die Yacht schon voran. Hast du lange Seile zum Schleppen?«

»Es reicht für eine halbe Seemeile, Zamorra.«
»Gut. Ich nehme das eine Ende. Wenn ich sechsmal kurz und hart ziehe, bedeutet das Gefahr. Wenn ich zehnmal so ziehe, drehst du bei und schleppst mich und das Floß.«
»Klar«, sagte Bill Fleming. »Wie willst du es anstellen?«
»Das weiß ich noch nicht, Bill. Das wird der Augenblick ergeben.«
»Viel Glück für dich«, hörte Zamorra den Freund noch sagen. Da war er schon im Beiboot und hatte abgelegt.
Langsam ruderte er auf die Küste der Insel zu.

***

Zamorra hatte das Ende des Schleppseils an der linken Ruderpinne befestigt. Ganz langsam nur ruderte er, um kein Geräusch zu machen. Wenn Ukupa jetzt Verdacht schöpfte, konnte alles umsonst gewesen sein.
Meter für Meter kam er der Küste näher.
Dann konnte er zumindest nicht mehr gesehen werden. Dichte Bäume, deren Zweige übers Wasser hingen, würden sogar bei Tage ein kleines Boot kaum erkennen lassen.
Hundert Meter voran. Zweihundert Meter. Dreihundert Meter.
Das war die kleine Landzunge.
Da war auch das Floß.
Es war schwer zu erkennen, selbst aus der Nähe. Es lag zu flach im Wasser. Nur die unbewussten Bewegungen, von den gefangenen Männern auf dem Floß ausgeführt, waren ein Anhalt für den Standort des Floßes.
Zamorra überlegte.
Sollte er die Männer ins Boot holen? Wie lange würde das dauern?
Er schätzte, dass keiner mehr fähig war, sich allein zu bewegen. Also musste er eine andere List anwenden, um die Männer aus Ukupas Klauen zu befreien.
Denn genau das war seine erste Aufgabe. Erst die Männer in Sicherheit bringen. Dann war der Weg frei zu dem Ungeheuer.
Zamorra senkte die Ruder noch langsamer, noch weicher ins Wasser.
Schon war er zehn Meter an das Floß heran.
Da sah er, wie einer der Männer sich aufrichtete. Halb sitzend, auf die Ellenbogen gestützt, sah er dem Schatten entgegen, der sich ihnen näherte.
»Ruhe halten!«, flüsterte Zamorra ihm zu. »Es kommt Hilfe!«
Er war gezwungen, es so leise zu sagen, dass er nicht sicher war, ob der Fremde ihn verstanden hatte.
Zamorra durfte nicht warten. Dann war er neben dem Floß. Er griff nach der äußersten Bohle, hielt sich daran fest. Er sah, dass der Mann versuchte, sich zu erheben.

Schwer fiel der Körper auf das Floß zurück.
»Wo ist Ukupa Lupa?«, fragte er im Flüsterton.
Undeutlich hob sich eine Hand als Antwort, zeigte ins Ungewisse.
»Sind wir vor ihm sicher?«, fragte Zamorra weiter.
Er bekam keine Antwort mehr.
Aber er sah genau, wie ein zweiter Mann bemerkte, dass sich etwas vor dem Floß tat. Und Zamorra erkannte instinktiv, was dieser Mann dachte. Er musste meinen, überfallen zu werden.
Zamorras Sprung war schneller als der Gedanke.
Mit einem heftigen Satz war er auf dem Floß, riss den Mann hoch, der zu einem Schrei ansetzte, und schickte ihn mit einem halbharten Schlag zu Boden.
Er konnte nicht anders handeln. Schon der geringste Schrei würde das Ungeheuer auf den Plan rufen.
Zamorra stellte sich vor, dass es irgendwo in der Nähe war. Es konnte sich unmöglich an dieser seichten Stelle aufhalten. Aber es würde sich im Nu heranwälzen, wenn es verdächtige Geräusche hörte.
Zamorras Schätzung war richtig gewesen. Die Männer waren viel zu geschwächt, um ins Boot überzusteigen. Und es würde viel zu viel Zeit vergehen, wenn der Professor versuchte, die vier Mann ins Boot zu holen. Außerdem wäre das kleine Beiboot dann überladen und nicht gut zu manövrieren.
Zamorra zögerte wiederum keine Sekunde. Zurück ins Boot. Ein Sprung.
Er tauchte ins Wasser, nahm das Seilende von der Ruderpinne. Mit zwei Schwimmstößen war er ganz beim Floß. Er wickelte es richtiggehend ein. Überzeugte sich, dass das Seil halten und fassen würde.
Und wieder zum Boot zurück.
Nur ganz allmählich ließ sich das Floß anziehen, kam hinter dem Ruderboot her. Zamorra schätzte die Entfernung. Er wollte rudern, bis er etwa hundert Meter vom Liegeplatz des Floßes entfernt war. Erst dann wollte er das verabredete Zeichen geben.
Er schaffte es. Er musste alle Kräfte aufbieten, um das flach liegende Floß mit den Männern nur mit seiner Armkraft und dem ziehenden Boot wegzubringen.
Er schaffte die hundert Meter.
Jetzt musste Bill Fleming ihm helfen. Jetzt konnten sie es wagen. Hundert Meter waren eine ganz hübsche Strecke, auch für Ukupa. Die würde er nicht so schnell überwinden.
Zamorra ließ die Ruder los. Griff nach dem Schleppseil.
Zehn kurze, scharfe Ruckbewegungen. Sie mussten auf der Yacht verstanden werden.
Es war Nicole Duval, die das andere Seilende überwachte. Sie sah,

wie das Seil anruckte. Zehnmal die kurze scharfe Bewegung.

»Zamorra gibt Zeichen, Bill. Du kannst Gas geben«, sagte sie.

Sofort machte die Yacht langsame Fahrt. Bill Fleming wusste, worauf es ankam. Entweder hatte Zamorra die Männer im Boot, oder er selbst hatte das Floß zu schleppen.

Man musste in beiden Fällen vorsichtig sein. Keine zu große Fahrt machen.

Auch Bill Fleming schaffte seinen Teil des Rettungsunternehmens. Er ließ die Yacht geradeaus fahren. Ein paar hundert Meter. Schnell wendete er, fuhr zurück bis zum Beiboot. Dort stoppte er, ließ die kleine Strickleiter hinunter.

Viermal musste Zamorra an Deck kommen. Viermal, und jedes Mal hatte er einen der Schiffbrüchigen über seinen Schultern.

Sie legten die völlig erschöpften Männer auf den Deckboden. Nicole war schon in der Kajüte, um Wasser zu holen.

Als der erste von ihnen trank, begann es hinter ihnen zu zischen und zu brodeln. Ukupa hatte wahrgenommen, dass seine Opfer entkommen waren.

***

»Letzter Akt«, sagte Zamorra. »Die Männer haben wir. Nun ist Ukupa an der Reihe.«

»Du willst ihn doch nicht in der Nacht angreifen?«, fragte Nicole besorgt.

»Nein, wir warten ab. Bis zum Morgengrauen. Wir halten uns in gehörigem Sicherheitsabstand.«

»Es wäre zu überlegen, ob die Männer nicht in ein Hospital sollen«, bemerkte Nicole.

Bill Fleming winkte ab.

»Nicht nötig. Sie sind zugegebenermaßen krank. Aber auf einem guten Boot hat man ein bisschen Arzt zu sein. Ich gebe ihnen Beruhigungsspritzen. Nicole sorgt für das leibliche Wohl. Aber zuerst nichts als klares, abgekochtes Wasser geben. Keine Speisen. Ein Magen, der acht Tage kaum etwas zu essen bekommen hat, rebelliert sehr leicht. Versuch es mit einer ganz leichten Suppe, Nicole. Eine leichte Bouillon. Ich habe Fleisch- und Hühnerextrakt unter den Vorräten.«

Bill Fleming holte eine Tasche aus der Kajüte, die wie eine Arzttasche aussah.

Alle Positionslampen brannten jetzt, und auch das Deck war voll beleuchtet.

Bill Fleming beugte sich zu den schiffbrüchigen Männern und untersuchte sie. Er sah, was Sonne und Verzweiflung aus ihnen gemacht hatten. Aber nach einer Stunde hatte er alle vier soweit, dass

sie reden konnten.
Nicole versorgte sie mit Wasser und einer leichten Bouillon.
Papas Magaya fragte als erster nach der Kiste auf dem Floß. Aber die Kiste mit den Schätzen war verloren. Niemand wusste, wie sie verschwunden war.
Simba wollte aufbrausen. Aber Jean Delay beschwichtigte ihn sofort.
»Denk an Henk und Moreno«, sagte er. »Das Ungeheuer hat sie sich geholt. Und uns würde es genau so ergehen, wenn diese Leute hier uns nicht von dem Floß geholt hätten.«
Der Neger sah auf Bill Fleming, auf Zamorra, zuletzt auf Nicole Duval.
»Acht Tage trinken und schlafen, und trinken und schlafen, und nichts anderes«, sagte er, immer noch halb anwesend. »Und dann hole ich mir auch ein so eine schöne Frau wie die Miss. Wo wachsen so schöne Frauen, Miss?«, fragte er ganz direkt.
Nicole lächelte nur.
Zamorra antwortete für sie.
»Die wachsen nicht, Simba. Die werden von mir gezüchtet. Auf meinem Schloss in Frankreich. Dem Château Montagne.«
»Ihr müsst mir eine schicken, Zamorra. So ist doch Euer Name?«
»Stimmt, Simba. Aber zuerst muss ich mich mit eurem *Freund* auseinandersetzen. Ich nehme an, dass er uns so auspeitschen will, wie er da hinten die See peitschte.«
Simba stand auf. Mühsam nur hielt er sich auf den Beinen, aber es gelang ihm schon wieder.
»Den nie, Professor«, sagte der Neger. »Es war eine Heldenleistung, vorhin, das Floß wegzuholen, unter Ukupas Augen. Aber ihn selber schafft keiner. Ukupa ist kein Mensch und kein Tier. Er ist nicht mal ein Dämon oder so was. Er ist ein Berg aus Fleisch und Kraft, ein Berg wie die Felseninseln, die aus dem Wasser ragen. Ein riesiger Berg, der schwimmen kann. Mit Armen wie Bäume. Ich bin Simba Simba, Herr. Der Mann, der zwei Löwen erwürgt hat, mit diesen Fäusten hier. Aber ein Löwe ist wie ein kleiner Flattervogel gegen Ukupa Lupa.«
»Ich nehme es auf mit ihm«, sagte Zamorra gelassen.
Er machte sich daran, seine Worte in die Tat umzusetzen, als das erste Licht des Morgenrots über den Antillen zu sehen war.
»Lasst ihn kommen«, sagte Simba darauf.

***

Der Morgen kam mit immer mehr Licht, und Ukupa kam auch. Er ließ den Männern und Nicole keine Zeit für die Farbenpracht von Meer und Inseln.
An manchen Stellen schimmerte das Wasser türkisgrün, besonders in der Nähe der Inseln. Weiter draußen nahm es ein prächtiges Blau an,

ein Blau, wie es in den Rädern der Pfauen zu sehen ist.

Bill Fleming stellte dem Ungeheuer das Boot mit dem Bug entgegen. Falls der Koloss angreifen sollte, wollte er mit voller Fahrt darüber hinwegbrausen. Aber der Hüne aus der See ließ sich Zeit. Langsam rollte er heran, tauchte unter, kam zwanzig Meter daneben wieder hoch.

»Unvorstellbar, wie groß dieses Biest ist«, sagte Bill Fleming.

»Wenn wir Glück haben, werden wir es sehen, Bill. Er darf die Yacht nicht in die Gewalt bekommen. Immer auf Fahrt bleiben, Bill.«

»Und wie willst du an ihn herankommen?«, wollte der Amerikaner wissen.

»Ich nehme das Boot wieder. Ich setze ihm die Ladung auf den Rücken.«

»Das wäre tollkühn«, hielt ihm Bill Fleming entgegen.

»Ohne ein wenig Tollkühnheit wird es nicht abgehen, Bill. Ich sehe kein Mittel, den Burschen anders zu bekommen.«

»Der zerquetscht dich mit einem Schlag seiner Pranke«, warnte Fleming.

»Ich werde so stehen, dass mich die Pranken nicht erreichen können. Es lässt sich nicht anders machen, als dass ich ein Stück auf dem riesigen Scheusal reite, Bill. Ich habe alle Möglichkeiten in Erwägung gezogen. Es geht nicht anders.«

»Es ist dein Job, Zamorra. Aber wir hängen alle mit drin. Vergiss es nicht.«

»Ich denke in jeder Sekunde daran, Bill. Verlasse dich auf mich. Da kommt er schon. Warten wir ab, was er tut.«

Die Wogen schäumten auf. Auch dort, wo das Meer ruhig und glatt war, geriet das Wasser in Bewegung.

Strahlen von Wasser fuhren wie Fontänen in die Luft.

»Er schnaubt vor Wut«, brummte Jean Delay, der sich aufgerichtet hatte und an die Reling trat. »Mit dem würde es keiner von uns aufnehmen.«

»Aber wir könnten euch helfen«, bot sich Simba Simba an.

Zamorra schüttelte den Kopf.

»Ihr seid viel zu geschwächt, Männer. Ruht euch auf Deck aus. Noch ist ja nichts geschehen.«

»Der wartet nicht mehr lange«, gab Jean Delay zurück. »Der ist zu wütend und viel zu stur, um noch zu warten. Er sieht die möglichen Opfer vor sich. Der legt gleich los, Professor.«

»Ich vermute es«, sagte Zamorra kaltblütig und mit größter Ruhe. Dann ging er nach Backbord, wo die mächtigen Ketten verstaut lagen.

Er wusste, dass er sie bald brauchen würde.

***

Fast gleichzeitig fuhr der erste Arm des Ungeheuers aus der Tiefe herauf. Sekundenlang stand er wie ein mächtiger Kran über der Yacht. Dann polterte er auf die Reling, dass die Wanten des Bootes krachten.

Der Schlag war so gewaltig, dass sich die Yacht zur Seite neigte.

Zamorra konnte den Neger nicht hindern.

Wütend stürzte sich Simba Simba auf den Arm Ukupas, ließ einen Bootshaken auf ihn niederschmettem. Es war, als habe der Neger in den letzten Tagen nicht all das erlitten, was ihm auf den beiden Flößen widerfahren war.

In ihm war das Rachegefühl noch größer als in der Bestie selbst.

»Den kriegst du für Henk Barber!«, schrie er und ließ den Bootshaken auf die Sehnen des Armes herabsausen. Die Widerhaken fetzten kleine Teile von schwabbeligem, aber doch festem Fleisch heraus.

»Und den nimmst du für den Jungen!«, schrie er Ukupa entgegen. »Für Moreno Garcera. Und den wieder für Henk Barber!«

Der Neger hatte nicht eingehalten, als seine Sinne wie rasend mit ihm durchgingen. Es war Zamorra, der ihn zur Vernunft rief.

»Er *muss* angreifen, Simba, hörst du! Es geht nicht anders. Wir bringen ihn nur in unsere Gewalt, wenn er angreift.«

Ukupa schien das gehört zu haben.

Er lockerte den Griff des ersten Armes nicht. Und schon schoss der zweite Arm aus dem Wasser. Die nächste Pranke knallte hart neben der ersten auf den Bootsrand.

Darauf hatte Zamorra gewartet.

Simba erkannte die Absicht des Professors. Er sprang hinzu, zerrte einige der schweren Ketten auf die Seite, wo Ukupa zugeschlagen hatte und festhielt.

»Gut«, sagte Zamorra, als er sah, dass Simba ihm wirklich helfen konnte. »Aber du tust nichts auf eigene Faust, hörst du? Du kannst tun, was ich dir befehle. Verstanden?«

»Simba versteht«, sagte der Neger und grinste schon wieder wie früher. Das Jagdfieber in ihm war ausgebrochen und ließ sich nicht mehr zurückhalten.

»Nimm die beiden Ketten rechts«, rief der Professor ihm zu. »Kannst du sie halten?«

Simba Simba nickte.

»Gut. Leicht anheben. Nicht zu hoch, Simba. Sie werden zu schwer.«

Zamorra hingegen schien das Gewicht der Ketten nichts auszumachen.

Ukupas Pranken hoben und senkten sich jetzt und schlugen abwechselnd auf den Bootsrand. Es dröhnte wie in einer Schmiede.

Zamorra wartete den günstigsten Zeitpunkt ab. Er sah den ersten Arm, der sich zum Schlag erhob.

Zamorra ließ ihn kommen. Der nächste Hieb kam prasselnd herunter.

»Jetzt!«, wollte der Professor dem Neger zurufen. Da sah er, dass auch die anderen mit anfassten. Keiner wollte tatenlos zusehen. Noch waren sie nicht wieder im Vollbesitz ihrer Kräfte. Aber sie hatten neuen Mut gefasst. Und sie waren zu verstehen. Ukupa hatte ihnen das Leben zur Hölle gemacht. Sie wollten daran teilhaben, wenn er unschädlich gemacht wurde.

Nur wusste keiner von ihnen, wie dieser Mann aus Frankreich das bewerkstelligen wollte.

Er sollte es ihnen gleich zeigen. Und sie würden es für den Rest ihres wiedergefundenen Lebens nicht vergessen.

***

Ukupas Pranke hatte den Bootsrand kaum berührt, als Zamorra die erste der Ketten um die Handgelenke Ukupas schlang.

Gleichzeitig begannen die anderen, ihre Ketten um die Arme des Ungeheuers zu wickeln.

In wenigen Sekunden waren beide Arme mit mehr als zehn Ketten gefesselt.

»Die schafft er niemals«, sagte Papas Magaya. »Soviel Kraft hat auch er nicht.«

»Mehr Fahrt, Bill!«, rief Zamorra zu seinem Freund hinüber.

Bill Fleming machte ein Handzeichen. Dann ging er auf volle Fahrt.

Das musste das Ungeheuer überraschen. Er machte keine Anstalten, sich zur Wehr zu setzen.

Aber das war nur die Folge seiner Überraschung. Ukupa erkannte, dass sie ihn wieder hinter dem Boot herschleifen wollten. Aber diesmal wollte er sich nicht abschütteln lassen. Und wenn sie ihn mit Ketten banden, wollte er diese abschütteln.

Ukupa drehte sich bald im Wasser. Jetzt konnte er den dritten und vierten Arm als Waffen einsetzen. Und er wartete nicht.

Er stieß die Arme hervor, schnell und ganz plötzlich.

Dann schossen sie herunter. Aber diesmal ließ das Ungeheuer sie nicht auf den Bootsrand krachen. Er stemmte sie gegen die Fesseln, bog seine Pranken mit den messerscharfen Klauen darum, als wären es Bindfäden.

Dann folgte ein ohrenbetäubender Krach, zehn, zwanzig, dreißig Sekunden kratzte und klirrte es, als der harte Stahl zerbarst.

Eine halbe Minute, und alle Ketten waren in Stücke gerissen.

Und dann ließ Ukupa ein wahres Feuerwerk von Schlägen auf das Boot niedergehen.

»Haltet ihn fest!«, schrie Zamorra. »Nehmt noch mehr Ketten! Alle, die hier an Deck liegen! Wir müssen ihn fesseln und hinter uns herschleifen. Und zwar so schnell, dass er keine Möglichkeit zur Gegenwehr mehr hat.«

Zamorra rechnete damit, dass das Untier gefügiger würde, wenn man ihm alle Arme binden könnte.

Aber das wurde ein hartes Stück Arbeit.

***

Ukupa Lupa durchschaute die Absicht der Männer. Er machte sich immer schwerer, zog das Boot manchmal bis zum Rand ins Wasser.

»Schneller fahren, sobald wir einen Arm gefesselt haben!«, schrie Zamorra Bill Fleming zu.

Die Schläge prasselten pausenlos nieder. Erst nach einer Viertelstunde konnten Zamorra, Simba und Ben Benson ihm gleichzeitig ihre Ketten anlegen. Der erste Arm war außer Gefecht.

Sofort versuchte Ukupa, mit dem nächsten Arm die Ketten zu zerreißen. Aber Zamorra war auf der Hut.

Schon stand er bereit, Simba und diesmal Jean Delay neben ihm. Rasselnd fuhren die schweren Fesseln um den zweiten Arm, bevor die Pranke die neuen Ketten zerfetzen konnte.

Bill Fleming legte los.

Der Bug der Yacht richtete sich leicht auf, als das schnittige Schiff davonraste. Es fuhr jetzt so schnell, dass Ukupa kaum Möglichkeiten zur Gegenwehr hatte.

Aber noch versuchte er es. Er kam mit den beiden letzten Armen und donnerte gegen das Boot, dass es hin- und herschlingerte. Nur die Wucht der Motorkraft zog es immer wieder gleich nach vom.

»Wie viel Wassertiefe musst du haben, Bill?«, fragte Zamorra zwischendurch.

»Wenigstens drei Meter«, war Bill Flemings Antwort. »Darunter darf ich auf keinen Fall gehen.«

»Dann halte auf die Insel zu, wo die Männer zuerst waren. Dort gibt es eine kleine Untiefe vor der Bucht, dort ist das Wasser knapp über drei Meter tief. Dort holen wir den Burschen heraus. Er muss uns folgen, solange er gefesselt ist.«

Wieder kamen Ukupas Arme heran, versuchten, die anderen frei zu bekommen.

Die Männer beobachteten jede Bewegung. Warteten auf Zamorras Befehle.

Und Zamorra wartete darauf, dass diese Arme länger als ein paar Sekunden auf dem Bootsrand ausruhten.

Sie schafften es. In zehn Minuten war der nächste, in einer Viertelstunde der letzte Arm Ukupas gefesselt.

»Und nun die Beute an Land gezogen!«, rief Zamorra. »Jetzt hole ich ihn mir endgültig. Wenn ich ein Zeichen gebe, gehst du auf halbe Fahrt, Bill. Simba und Delay sind die kräftigsten. Könnt ihr mir die Kiste anreichen, wenn ich im Boot bin?«

»Das können wir«, sagten Delay und der Neger gleichzeitig.
»Sie ist schwer«, warnte Zamorra. »Dreißig Kilo Inhalt allein.«
»Nicht schwer«, erwiderte Simba und grinste. »Was ist da drin, Herr? Frühstück für Ukupa?«
»Genau«, meinte der Professor. »Dreißig Kilogramm Dynamit.«
Jean Delay verfärbte sich.
Und Simba stieß ein seltsames Stoßgebet aus.

***

Sie waren noch hundert Meter vor der Insel. Da gab Zamorra das Zeichen. Sofort ging Bill Fleming auf halbe Fahrt. Der Koloss wurde nur noch mit halber Kraft hinter der Yacht hergeschleift.
Er spürte es sofort. Versuchte, sich im Wasser zu wälzen, unter das Boot zu kommen und es abzuschütteln.
Aber Bill Fleming war gut. Er kannte die Reserven des Bootes.
Er sah, wie Zamorra das Beiboot löste und leicht aufs Wasser setzte. Unmöglich, dass Ukupa es beobachten konnte.
Zamorra hielt das Boot mit der Leine, ließ es neben der Yacht hertorkeln. Dann sprang er hinunter. Simba hielt jetzt die kurze Halteleine, damit das Ruderboot nicht abgetrieben wurde.
Zamorra sah hinauf. Er zog sich dicht an den Bug hinan, setzte einen Fuß auf die Leiter.
Vorsichtig stellte er den hochgefährlichen Behälter auf den Boden.
»Den Sack mit der Zündschnur«, rief er hinauf.
Er fing den Sack auf, legte ihn neben die Kiste.
»Eine Axt noch, und dann die Ruder«, sagte Zamorra.
Er nahm alles nach der Reihe in Empfang.
Dann legte er die Ruder ein, fuhr in scharfem Bogen nach rechts ab, um in den Rücken Ukupas zu kommen.
Kaum hatte sich Zamorra im Ruderboot entfernt, gab Bill Fleming erneut Vollgas. Ukupa bäumte sich auf, aber er wurde von der Wucht mitgerissen. Jetzt kamen sie schon in seichtes Gewässer.
Was die Männer vom Boot aus sahen, konnte Zamorra von seinem Ruderboot aus sehen. Sie hatten mit den größten Dimensionen des Unholds gerechnet. Aber was sie jetzt sahen, verschlug ihnen doch die Sprache.

***

Das Untier tauchte aus dem Wasser hervor wie eine Insel, die ein vulkanischer Ausbruch in die Höhe trieb. Es wuchs und wuchs vor ihren Augen, als würden sie einen Trickfilm sehen. Aber es war so wenig Trick, so sehr Tatsache, dass sie blass vor Schrecken und Verwunderung stumm blieben.
Wenn hier keiner half, war es das Ende für alle.
Bill Fleming stellte dreißig Meter vor der Küste den Motor ab. Das

Schiff lag so, dass die Seite mit Ukupas gefesselten Pranken zur See hin zeigte.

Sie hatten das Ungeheuer in etwa fünfzig Meter Entfernung. So weit war der Körper von den Armen weg, so lang waren die Arme mit den Pranken.

Die Yacht hatte Ukupas Körper gezwungen, ihnen zu folgen.

Nun zeigte er sich. Nun stand er auf, erhob sich wie eine Wand aus Fleisch und unbeschreiblichen Konturen. Halb eine Walze, halb eine aus der Form geratene Kugel war dieser Ukupa.

Das Fleisch schien auf seltsame Art schwammig, aber die ganze Erscheinung wiederum war so mächtig und fest, dass sie unbezwingbar schien.

Im Rücken des Untiers zeigten sich große Höcker. Zamorra fragte sich, ob das die hervortretenden Halswirbel waren, die sich bis ins Rückgrat fortsetzten.

Es war ihm gleichgültig. Es blieb keine Zeit mehr, um große Überlegungen anzustellen. Als Zamorra diese Höcker sah, jeder vom anderen mehr als drei Meter entfernt, und mehr als vierzig Meter im ganzen hoch, wusste er, wie er das Ungeheuer angreifen musste.

Er steuerte auf den mächtigen Rücken Ukupas zu.

Der furchterregende Klotz vor ihm stand mit dem Gesicht zur Yacht. Er ahnte nicht, dass der Todesstoß zunächst von hinten kommen würde.

Zamorra war auf einen Meter heran.

Er hob die Kiste an, band sie sich auf den Rücken. Dann nahm er den Sack mit der Zündschnur. Und die Axt, die er brauchte, um die gewaltige Ladung anzulegen.

Der erste Sprung musste gelingen, sonst war alles verloren.

Und Zamorra sprang. Er kam direkt auf einem der seltsamen Höcker zum Stehen. Das half ihm bei seinem Vorhaben.

Mit der Axt schlug Zamorra auf Ukupas Rücken ein, dass das Fleisch in Fetzen herausflog. Merkwürdigerweise schien der Unhold nichts davon zu spüren. Er behielt seine Stellung, stieß seltsame Laute zur Yacht hin aus.

Noch einmal schlug Zamorras Axt einen Fetzen aus dem Rücken des Untiers. Ukupa blutete nicht! Nur ein dünnflüssiger Saft, fast wie Milch, entströmte der Wunde.

Der Rest geschah in drei Minuten.

Die Dynamitladung in das Loch im Rücken, der keinen Schmerz zu spüren schien. Die Zündschnur angeschraubt. Zwei Ösen in das mächtige Muskelpaket des Untiers geschlagen. Die Sprengladung hielt.

Ein Sprung ins Boot. Die Zündschnur gleichmäßig abwickeln lassen. Und dabei kräftig gerudert.

Zamorra wurde von Simba und Bill an Deck gezogen.

Der Professor übergab dem Freund den Anfang der Zündschnur.
»Ich habe ihn«, sagte er. »Mach du den Rest.«
»Den Rest möchte ich machen, bitte«, sagte der Neger, der dazutrat.
Fragend sah Bill Fleming auf den Freund aus Frankreich. Zamorra nickte ihm zu. Er wusste gut, was in dem Neger vorging.
Simba nahm ein Feuerzeug, hielt es gegen die Zündschnur und gab die Flamme daran. Das winzige Feuer lief die Schnur entlang, die wasserdicht durch eine dünne Röhre lief. Man konnte sie nicht verfolgen. Gespannt sahen alle nach vom. Wann würde die Flamme ankommen? Würde sie zünden? Würden sie Erfolg haben?
Die Detonation bewies, dass sie Erfolg hatten. Ukupa, das Ungeheuer wié ein Berg, wurde in die Luft gehoben und auseinandergerissen. Minutenlang flogen Klumpen von Fleischteilen durch die Luft, klatschten ins Wasser.
»Den gab es einmal«, sagte Simba und grinste.
»Und der frisst keinen mehr«, meinte Jean Delay trocken. Aber noch hatten die Männer einen leichten Schauer im Rücken. Von den letzten Tagen auf dem verlassenen Floß.

***

»Und nun?«, fragte Nicole Duval.
»Hotel«, sagte Zamorra nur.
»Müde?«, machte seine Sekretärin und gähnte selbst.
»Müde«, sagte der Professor. »Sehr müde. Aber dennoch hole ich mir eine Belohnung, vorher noch. Ich muss unbedingt etwas Hübsches zu mir nehmen.«
»Eis oder so? Oder was mit Rum, auf echt karibisch?«, fragte sie.
»Noch viel hübscher«, gab er zur Antwort.
»Was Besseres als Eis und Rum auf karibisch kann ich mir gar nicht vorstellen«, meinte sie.
»So? Dann kennst du nichts, das mit Nicole anfangt und mit Duval aufhört«, sagte er und kniff sie in die Wangen.
Bill Fleming stand dabei. Er musste die Worte gehört haben.
»Dann will ich mal volle Fahrt machen«, sagte er und trat hinters Steuer.

ENDE